
ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4XVV /
Praktisch-Theologische
Handbibliothek
Die Seelsorge
in der
Industriegemeinde

801 Praktisch...



ANDOVER-HARVARD THEOLOGICAL LIBRARY
MDCCCCX
CAMBRIDGE,

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Die Schriften des Neuen Testaments

neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt

von

Prof. D. **O. Baumgarten,** Prof. D. **W. Bousset,**
Prof. D. **H. Gunkel,** Privatdozent Liz. **W. Heitmüller,**
Pastor Liz. Dr. **G. Hollmann,** Prof. D. **A. Jülicher,**
Professor Liz. **R. Knopf,** Pastor **Franz Koehler,**
Pastor Liz. **W. Lueken,** Prof. D. **Johs. Weiß.**

Herausgegeben von **Johs. Weiß.**

8. bis 20. Tausend. 1906/1907. 2. verb. u. verm. Auflage.

12 Lieferungen = 2 starke Bände.

Etwa 100 Druckbogen Lex.-8° einschl. ausführlicher Register.

Bis 31. März 1907 Subskriptionspreis des ganzen Werkes in 12 Lieferungen 12 M.

Preis (bis zum 31. März 1907) für 2 Leinwandbände 15 Mark, für 2 Halbfranzbände 17 Mark.

Band I ist Weihnachten 1906 erschienen.

Band I (Evangelien und Apostelgeschichte) kostet einzeln 8 M., Lwd. 9.60 M., Halbfrz. 10.60 M.

Band II kann bis zum 31. März 1907 noch unter Anrechnung des Subskriptionspreises für 4 M., Lwd. 5.40 M., Halbfranz 6.40 M. nachbestellt werden.

Am 1. April 1907 Preiserhöhung.

Ausführlicher Prospekt mit Textprobe postfrei.

Die 6500 Exemplare starke erste Auflage ist schon vor ihrer Vollendung völlig vergriffen. Das ist für ein so ernstes und umfangreiches Werk der modernen religiösen Literatur **ein ganz ungewöhnlicher Erfolg, der sich nur daraus erklärt, daß das von den ersten Autoritäten verfaßte Werk einem tiefen Bedürfnis der Gebildeten aller Stände in vollendeter Weise entsprochen hat.**

Digitized by Google

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Prakt.-theolog. Handbibliothek

Eine Sammlung von Leitfäden
für die kirchliche Praxis im Sinne der neueren Theologie
herausgegeben von

Priv.-Doz. Lic. F. Niebergall.

1. Band (1904):

Die Kasualrede. Von Privatdozent Lic. **F. Niebergall.** Kart. 2.40 M., geb. 3 M.

„Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen, wie mich's gepackt hat recht in tiefer Seele; wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen, und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle; wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen und wieder dann hell auf hab' lachen müssen." Diese Widmung Freiligraths an Auerbach für dessen „Dorfgeschichten" wiederhole ich bei diesem Buch von tiefem Ernst und prinzipieller, sittlich religiöser Klarheit und Wahrheit, die sich bald in lehrhafte Darstellung, bald in vorgeführte Augenblicksbilder, bald in Satire, bald in grimmige Polemik wider die Mißbräuche auf diesem Gebiet hüllt. Soviel über das Buch als Ganzes. . . ." (Monatsschrift f. d. kirchl. Praxis 1905. Nr. 2.

2. Band (1906):

Die Predigt. Von Pastor Lic. Dr. **M. Schian.** Kart. 3 M., geb. 3.60 M.

3. Band (1906):

Die Arbeit an den Suchenden aller Stände. Anleitung zur Tätigkeit in Vorträgen und Presse. Von Stadtvikar Lic. **R. Wielandt** in Heidelberg. Kart. 3 M., geb. 3.60 M.

4. Band (1906):

Die kirchliche Vereinsarbeit. Eine Anleitung von Pfarrer Dr. **G. Hoepel** in Magdeburg. Kart. 3 M., geb. 3.60 M.

Digitized by Google

Digitized by Google

Praktisch-theologische Handbibliothek.

Eine Sammlung von Leitfäden für die kirchliche Praxis im Sinne der neueren Theologie

herausgegeben vom

Priv.-Dozenten Liz. F. Niebergall-Heidelberg.

V. Band

H. Bechtolsheimer

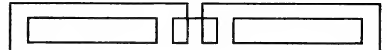
Die Seelsorge in der Industriegemeinde.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
.1907.

Digitized by Google

Church and society.



Die Seelsorge in der Industriegemeinde

von

H. Bechtolsheimer
Pfarrer der evangelischen Landpfarrei Mainz.



Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht
1907.

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
DEC 2 1913
ANDOVER
THEOLOGICAL SEMINARY

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebr. Vogt, Papiermühle S.-A.



Inhalt.



Einleitung.

Als ich mit den Vorarbeiten zu der vorliegenden Schrift beschäftigt war, hätte ich es gern gemacht, wie es August von Platen-Hallermünde in seiner strebsamen Jugend getan hat, nämlich ich hätte gern „Bücher vor mir aufgeschichtet, überm Rauch der Lampe gebrütet“. Es gewährt so ein beruhigendes Gefühl, ein Gefühl der Sicherheit und des Stolzes auf die eigene Wissenschaftlichkeit, wenn man sich bei einer glücklich zu Ende geführten Arbeit sagen kann, daß man die ganze vorhandene Literatur durchgearbeitet habe. Es sieht auch so schön aus, wenn man eine Schrift mit allerhand gelehrten Randnotizen zieren kann. Ich muß mir jedes Vergnügen dieser Art versagen; denn die literarische Ausbeute in bezug auf mein Thema war mehr als dürftig. Ich habe eine Reihe von Lehrbüchern der Praktischen Theologie, der Predigt und der Seelsorge durchgesehen und dabei die auffallende Entdeckung gemacht, daß diese Bücher samt und sonders entweder von der Dogmatik oder von der Geschichte oder von der Dogmatik und der Geschichte ausgingen, kein einziges von der Empirie und der Wirklichkeit. Alle diese Lehrbücher, die doch zeigen wollen, wie der Geistliche das Evangelium an die Menschen bringt, wie er sie zu Christen macht, lassen

die Menschen, ihre Art, ihr Wesen, ihre äußere und innere Verfassung fast völlig außer Betracht. Sie sind in die Luft hineingebaut und entbehren des Fundaments der Wirklichkeit. Die Ehe, die Philosophie und Theologie seit Jahrhunderten miteinander geschlossen haben und die trotz Ritschl heute noch nicht geschieden ist, wirkt bis auf diesen Tag nicht vorteilhaft auf die Praxis ein, und wenn Nietzsche einmal darüber klagt, daß die Theologie die Philosophie verdorben habe, so können wir Pfarrer mit viel besseren Gründen darüber Klage führen, daß die Philosophie unheilvoll auf die Anleitung zur praktisch-kirchlichen Arbeit eingewirkt habe. Die Lehrbücher der genannten Art sind ausgezeichnet durch den kunstvollen systematischen Aufbau, sie orientieren trefflich über Fragen rein theologischer Art, aber sie nützen wenig für die Praxis. Wenn sie von der Predigt handeln, so erörtern sie weitläufig die Formen der Rede, sie handeln von Amphibolie und Amplifikation, von Tautologie und Katachrese, von Klimax und Antiklimax, vergessen aber zu zeigen, wie der leibhaftige Mensch, dem die Tropen, Tautologien und Pleonasmen um die Ohren geschlagen werden sollen, eigentlich denkt und fühlt, welche Anschauungen und Kenntnisse er mit in die Kirche bringt und auf welche Art der Prediger ihn so fassen kann, daß er sich bemüht, sein Denken und sein Leben christlich zu gestalten. Es ist ein geringer Trost für uns, daß die Lehrbücher der Pastoraltheologie, die katholische Theologen geschrieben haben, es in dieser Hinsicht nicht besser machen. Da man vielfach rühmt, wie gut es die katholische Kirche verstehe, auf das Leben und die Wirklichkeit einzuwirken, so habe ich mir auch auf der

Gegenseite Rat zu holen gesucht. Aber es ist jenseits wie diesseits. Hier Christologie und Lehre von der Sünde, Luther und Calvin, Wittenberg und Genf, dort Augustin und Thomas, Herrlichkeit des Priesteramtes und durch die Sakramente kausierte Gnade, wenn es hoch kommt, die Anweisung an den Priester, in der Beichte mit Mädchen und jüngeren Frauen ja nicht glimpflich zu verfahren.

Aber es besteht die Hoffnung, daß es auf diesem Gebiete anders wird. Der Wirklichkeitssinn bemächtigt sich auch der Theologen, die jahrhundertelang ein Bücher- und Stubendasein geführt haben. Man hat begonnen einzusehen, daß Kenntnis des Volkslebens in seinen verschiedenen Ausgestaltungen die Grundlage für alle praktisch-theologischen Erörterungen bilden muß. Früher haben die Theologen das Schreiben und Lesen von Romanen gerade so eingeschätzt, wie wir jetzt etwa das Dichten und Singen von Karnevalsliedern einschätzen; heute werden gerade akademische Lehrer nicht müde, darauf hinzuweisen, daß das Lesen solcher Romane, die durch Wirklichkeitssinn ausgezeichnet sind, für den Pfarrer nicht nur ein Vergnügen und ein erlaubter Zeitvertreib, sondern einfach eine Pflicht ist. Einer neu entstandenen theologischen Disziplin, der religiösen Volkskunde, wendet man großes Interesse zu. Man erkennt den hohen Wert der Werke eines Jeremias Gotthelf und anderer Volksschriftsteller gerade in dieser Beziehung an. Das Buch Gebhardts „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" machte den Anfang mit der religiösen Volkskunde. Wertvolle Schilderungen des Hunsrücker und des fränkischen Bauers finden sich in den letzten Jahrgängen der „Monatsschrift für die

kirchliche Praxis". P. Drews in seinem Buche „Das kirchliche Leben der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Königreichs Sachsen" 1902, und M. Schian in „Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien" 1903, haben im Zusammenhang das religiöse und kirchliche Leben ganzer Provinzen im Interesse der religiösen Volkskunde dargestellt. Traugott Kühn bringt in seinen „Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt" 1902 und 1904, ein Seitenstück zur „Bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre". Bilder aus dem sittlichen und religiösen Leben der Städte in ihren verschiedenen Formen fehlen uns noch. Sie finden sich aber hin und her zerstreut in autobiographischen Schriften und in Skizzen, die eine erbauliche Abzweckung haben. Frommel und Funcke sind hierher zu rechnen. Einzelnes darüber findet sich in den 1904 erschienenen „Erinnerungen" des Hamburger Seniors D. G. Behrmann. Die große Mannigfaltigkeit und Ungleichförmigkeit des religiösen Lebens einer Stadt mag die Ursache sein, daß hier die religiöse Volkskunde noch nicht recht eingesetzt hat.

Jedenfalls wird die religiöse Volkskunde es machen müssen, wie es in Kindergottesdiensten geschieht, sie muß das Gruppensystem einführen. Es sind drei Hauptgruppen, die wir hier zu unterscheiden haben. Getrennt von einander sind zu behandeln die Bauerngemeinde, die Industriegemeinde und die Stadtgemeinde. Die dritte Gruppe wiederum wird sich in verschiedene Unterabteilungen zu spalten haben; denn zwischen Stadt und Stadt ist ein himmelweiter Unterschied. Wir haben beispielsweise in Süddeutschland Kommunen, die sich

Digitized by Google

„Stadt“ und deren Pfarrer ohne zureichenden Grund aber mit sichtlicher Emphase sich „Stadtpfarrer“ nennen, die jedoch an Einwohnerzahl, an Steuerkapital, an Leben und Verkehr bedeutend von unseren Industriegemeinden, die sich nach alter Gewohnheit noch Dörfer nennen, überflügelt, Städte, die nicht einmal von der Eisenbahn berührt werden. Daß man solche „Städte“ nicht mit Berlin und Hamburg auf eine Stufe stellen kann, bedarf keiner Beweisführung. Auch hier wird man wieder drei Gruppen zu unterscheiden haben: die Großstadt, die Stadt mittleren Umfanges und die sich dem Dorfe nähernde Kleinstadt.

Neben der Stadt und dem Dorfe steht als ein ganz modernes Gebilde die Industriegemeinde. Sie ist durchaus ein ens sui generis, ist grundverschieden von der Stadt, aber auch grundverschieden von dem Dorfe, sie muß durchaus für sich allein betrachtet werden. Für die Literatur, sowohl für die wissenschaftliche wie für die schönwissenschaftliche, ist die Industriegemeinde bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Das kommt daher, daß die Leute, die die Bücher schreiben, selten dort wohnen, wo die Arbeiter morgens mittags und abends mit dem Blechkännchen über die Straße gehen. Die Anstalten, die die Theologen vorbilden, die Universitäten und die Predigerseminarien, fassen ebenfalls bis jetzt die eigentümliche innere und äußere Verfassung dieser eigenartigen Gemeinden nicht in das Auge, obwohl Hunderte von Pfarrern heutzutage niemals eine Bauerngemeinde und eine Stadtgemeinde kennen lernen, sondern ihr Leben lang in der Industriegemeinde zu arbeiten haben. Die Absicht der vorliegenden Schrift ist es, nachdrücklich einmal

darauf hinzuweisen, daß in der Industriegemeinde dem Pfarramt eine Reihe der schwersten und wichtigsten Aufgaben erwächst, wie man sie, ehe Deutschland ein Industriestaat geworden ist, nicht gekannt hat. Ich werde bei dieser Arbeit vielfach auf Ausführungen zurückgehen müssen, die ich früher veröffentlicht habe, insonderheit auf die beiden Abhandlungen „Aufgaben und Methoden der Pastoration in modernen Industriegemeinden" (Monatsschrift für Pastoraltheologie, März 1905) und „Der Niedergang der sittlichen Lebensauffassung" (Hessisches Kirchenblatt, 1902). Auch das, was ich in einer Reihe von Tagesblättern anonym über die besondere Art des modernen Arbeits- und Wirtschaftslebens geschrieben habe, wird zum Teil hier wieder zum Vorschein kommen. Sollten Leser, die meine früheren Arbeiten kennen, allzu große Übereinstimmung zwischen dieser und den früheren Publikationen konstatieren, so habe ich zur Entschuldigung nur das eine anzuführen, daß meine Anschauungen sich im Laufe der letzten 5 Jahre nicht geändert haben und daß meine Beobachtungen immer noch dasselbe Bild ergeben. Den Begriff „Seelsorge" fasse ich hier in seinem weitesten Umfange, indem ich darunter die ganze Arbeit verstehe, die auf die Seele des Menschen im christlichen Geiste und Sinne einwirken will. Seelsorge deckt sich hier also ungefähr mit Pastoration.

Gemäß den im Vorstehenden schon angedeuteten Grundsätzen, wie sie Liz. Fr. Niebergall in seinen Schriften „Wie predigen wir dem modernen Menschen?" I. und II. Teil, und „Die Kasualrede" zum erstenmal in den Betrieb der Praktischen Theologie eingeführt hat, gehe ich aus von der Wirklichkeit und fuße auf

Digitized by Google

empirisch-psychologischer Grundlage, um auf dieser Grundlage zu erörtern, in welcher Art sich die Arbeit des Pfarrers in der Industriegemeinde vollziehen muß. Ich schildere demgemäß in Abschnitt I die äußere Situation, in Abschnitt II die besondere innere Verfassung der Menschen, aus denen sich die Industriegemeinde zusammensetzt. Die Abschnitte IV, V und VI bringen eine Erörterung über die Aufgabe und über die Mittel, mit denen diese Aufgabe erfüllt wird, wobei Abschnitt VI auf die Mittel äußerer Art eingeht. Abschnitt VII ist als Anhang gedacht, er weist auf die Aufgaben hin, die die Kreise an der Industriegemeinde zu erfüllen haben, die mit ihr nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Der Schlußabschnitt geht auf die Aussichten und Hoffnungen ein, die die in meiner Schrift geschilderte Tätigkeit hat. Abschnitt III „Skizzen aus der Industriegemeinde" steht nicht nur nach der Seitenzahl, sondern auch inhaltlich insofern in der Mitte der ganzen Schrift, als dieser Abschnitt sowohl das vorher wie nachher Gesagte durch Detailschilderungen ergänzt. In der späteren Erörterung über „die Mittel zum Zwecke" habe ich deshalb das, das in den „Skizzen" schon gesagt ist, nur flüchtig gestreift, oft nicht einmal angedeutet, da der Leser diese Beziehungen schon selbst herausfinden wird. Die ganze Arbeit erhebt nicht den Anspruch, allgemein gültige Regeln und Anweisungen zu geben; sie will nur eine Anregung und Handreichung denen bieten, die gleich dem Verfasser ihre Lebensarbeit nicht in der idyllischen Ruhe des Dorfes, auch nicht in der Stadt, wo es nie an äußeren Mitteln und nie an einem großen Kreise hilfsbereiter, ver-

ständnisvoller und dankbarer Gemeindeglieder fehlt zu verrichten haben, sondern in den unruhigen, äußerlich unschönen Dörfern, wo die Bevölkerung aus aller Herren Länder, Arbeit und Brot suchend, zusammenströmt, wo die Sozialdemokraten wohnen, wo das Vereinswesen blüht, wo die Mietskasernen aus der Erde wachsen, wo Wirtshaus sich an Wirtshaus reiht und wo auf Dank für treue, hingebende Arbeit selten zu rechnen ist.

Digitized by Google



I. Die äußere Situation.

Im Jahre 1816 hatte Deutschland 25 Millionen Einwohner. Aber das Land war nicht imstande, seinen Bewohnern hinreichend Arbeit und Brot zu geben. Die Not in den unteren Schichten der Bevölkerung war ganz ungeheuer groß, die Lebenshaltung über alle Maßen dürftig. Tischhauser berichtet in seinem Buche „Geschichte der evangelischen Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" 1900, daß damals in Oberhessen die Arbeitslöhne so niedrig waren, daß sie bei großem Fleiß nicht vor Hunger schützten. „Wenn ein Spinner täglich 3 Kreuzer ohne Essen erhielt und dementsprechend alle Ding-Arbeit bezahlt wurde, so wundert sich niemand über den Bericht (vom Jahre 1826), daß dort die Leute von gequellten Kartoffeln und Sauermilchsuppe lebten". Aus dem reichhaltigen und interessanten Material, das derselbe Verfasser in seinem Buche zusammengetragen hat, verdient noch folgende Notiz hervorgehoben zu werden: „Als die Mainzer Festungsbauten um die Mitte der zwanziger Jahre unternommen wurden, strömten hunderte, ja halbe Gemeinden aus der Umgegend herbei, um für kargen Lohn Arbeit zu erhalten. Viele kamen aus dem Nassauischen über den Rhein, und manche vermochten nicht das Brückengeld von zwei

Kreuzern zu bezahlen, sie mußten es zuvor erbetteln". Infolge dieser widrigen Umstände gingen die Angehörigen der ärmeren Bevölkerungsklassen scharenweise nach Amerika. Obwohl die Regierungen durch allerhand Verbote und Edikte die Auswanderung zu hemmen suchten, wuchs dieser Strom immer mehr. Die Zollgesetze vor dem Zustandekommen des Zollvereins hemmten Handel und Industrie. Mißjahre wie das Jahr 1816/17 waren der Landwirtschaft sehr schädlich.

Auch in den wohlhabenderen Schichten der deutschen Bevölkerung herrschte die größte Einfachheit. Die langjährigen Kriege, die vorausgegangen waren, hatten dem Lande Wunden geschlagen, die nur sehr langsam vernarbten. Nicht nur auf dem Lande sondern auch in den Städten waren die Arbeitslöhne sehr gering; auf dem Arbeitsmarkte überwog die Nachfrage bei weitem das Angebot. Der Mainzer Zeitung vom Jahre 1817 entnehme ich die Notiz, daß durch Mainz in der Zeit vom 1. – 15. Mai 1817 nicht weniger als 5517 Auswanderer durchgekommen sind. Es waren zumeist Württemberger, die zu Schiff den Rhein hinunter nach dem Seehafen reisten. Als diese Leute beobachteten, wie schlecht damals die wirtschaftlichen Zustände in Mainz waren, sagte einer von ihnen: „Ich sehe schon, daß ihr Mainzer allesamt uns nach Amerika nachfolgen werdet. Ich will dort einstweilen in New-Mainz für euch Quartier bestellen".

In der Zeit vor 80 – 90 Jahren also lag Deutschland wirtschaftlich am Boden. Stadt und Land waren verarmt. Ein Hin- und Herziehen der Bevölkerungsteile im Lande selbst war durch die bestehenden Gesetze fast zur Unmöglichkeit gemacht. Nur nach dem

Digitized by Google

Auslande konnte sich der Strom der Arbeit und Brot suchenden Landesangehörigen ergießen.

Heute ist das ganz anders geworden. Der politische Aufschwung, den Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts genommen hat, hat einen ganz ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge gehabt. Durch vernünftige Bodenkultur ist der Ackerbau bei uns viel ergiebiger geworden; was aber am meisten in das Gewicht fällt, das ist der riesenhafte Aufschwung der deutschen Industrie, der ungefähr seit dem Jahre 1871 eingesetzt hat, und die im Jahre 1867 bezw. 1871 gesetzlich erlaubte Freizügigkeit. Industrie und Freizügigkeit haben in den letzten 30 Jahren unserem Volkskörper eine ganz andere Struktur gegeben und haben, was zumeist nicht genügend gewürdigt wird, auf das geistige und sittliche Leben unseres Volkes in ganz eminenter Weise eingewirkt. Industrie und Freizügigkeit haben dem modernen Leben im Unterschiede von dem Leben vergangener Jahrzehnte eine durchaus neue Gestalt gegeben, haben ganz neue soziale Verhältnisse geschaffen und unsere Bevölkerung in einer Weise durcheinander gewürfelt, wie dies niemals, seitdem es eine deutsche Geschichte gibt, der Fall gewesen ist.

Dem Statistiker und Nationalökonomen fällt vor allem in die Augen, daß in den letzten vier Jahrzehnten die Bevölkerungsziffern in den größeren Städten und in den Industriegegenden ganz rapid angewachsen sind, während in derselben Zeit die Dörfer mit vorzugsweise bäuerlicher Bevölkerung sich nicht nennenswert vermehrt haben, oft sogar an Seelenzahl zurückgegangen sind. Ich füge hier die Ergebnisse

von Zusammenstellungen an, die ich auf Grund unserer Volkszählungen für meine engere Heimat gemacht habe. Die Provinz Rheinhessen hatte im Jahre 1834 eine Bevölkerung von 205326 Seelen, im Jahre 1905 eine solche von 369482 Seelen. Diese Provinz hat also in den letzten 70 Jahren um 164156 Einwohner oder um 79 % zugenommen. An dieser Zunahme partizipieren fast allein die Städte und deren nähere Umgebung, in der sich die Industrie niedergelassen hat. Die rheinhessischen Bauerngemeinden sind meist stehen geblieben oder haben abgenommen; nur wenige weisen eine größere Bevölkerungsziffer auf. Im Kreise Alzey, einem rein bäuerlichen Bezirke, der gar keine Industrie aufweist und von größeren Städten weit entfernt ist, haben von 49 Gemeinden im Jahre 1905 nicht weniger als 13 heute eine geringere Bevölkerungszahl als 1834. Beispielsweise ist das Dörfchen Tiefenthal, unmittelbar an der rheinhessisch-rheinbayerischen Grenze, im Münstertale gelegen, in dieser Zeit von 191 auf 127 Einwohner zurückgegangen, Pleitersheim, unweit Kreuznach, von 266 auf 200, Bechenheim, ebenfalls an der hessisch-bayerischen Grenze, im Walde gelegen, von 499 auf 351. Diese Tatsachen erregen im allerhöchsten Maße unser Erstaunen. Man bedenke, daß 1834 doch erst 20 Jahre seit der Beendigung der napoleonischen Kriege verflossen waren, die auf dem linken Rheinufer so viele Opfer gefordert hatten. Man bedenke ferner, daß, wie ich oben hervorgehoben habe, die Zeit von 1815 – 1834 für Deutschland eine Zeit der größten Verarmung war, die gleichfalls der Bevölkerungszunahme nicht günstig sein konnte, ebenso eine Zeit großer Auswanderung in das Ausland. Auf der

anderen Seite ist zu erwägen, daß die Jahre seit 1834 doch Jahre des Aufstrebens auf allen Gebieten waren. Trotzdem ist in dieser Zeit die Bevölkerungsziffer in den Bauerngemeinden der bezeichneten Gegend entweder stehen geblieben oder sogar zurückgegangen, obwohl es sich hier um Gemeinden mit fruchtbarer Gemarkung, hochentwickelter Landwirtschaft und strebsamer, intelligenter Bevölkerung handelt.

Dieselben Beobachtungen machen wir, wenn wir auf ein anderes deutsches Territorium hinschauen, auf die hessische Provinz Oberhessen. Am 1. Dezember 1900 zählte diese Provinz 282047 Einwohner, am 1. Dezember 1905 dagegen 297248; für das letzte Quinquennium ist also hier ein Zuwachs von 15201 Einwohnern zu verzeichnen. Mehr als ein Drittel dieser Zunahme kommt auf die Städte Gießen, Friedberg und Bad Nauheim. Von den 434 Gemeinden (Städte und Landgemeinden zusammengenommen) die Oberhessen zählt, hatten an dem letztgenannten Termine 10 dieselbe Bevölkerung wie 1900, 285 haben zugenommen, nicht weniger als 129 dagegen weisen eine Verminderung auf. Besonders in den Gebirgsgegenden, also hier im Vogelsberg, geht heute fortwährend die Bevölkerung zurück. Im Kreise Alsfeld sind 2 Gemeinden sich gleich geblieben, 45 haben zugenommen, 37 abgenommen. Im Kreise Lauterbach weisen 2 Gemeinden dieselbe Bevölkerungsziffer wie 1900 auf, 37 eine Vermehrung, 28 eine Verminderung.

Anderwärts steht es ebenso. Würzweiler am Donnersberge, ein Dorf, das von größeren Städten ziemlich weit entfernt ist, hatte vor 25 Jahren noch 350 Einwohner, jetzt höchstens noch 280. Das Städtchen

Digitized by Google

Beerfelden im hessischen Odenwalde hatte bei der Volkszählung von 1900 gegen 1895 ein Minus von 70 Seelen zu verzeichnen. Das Dorf Dürr-Ellenbach, nicht weit von Beerfelden, das früher, vor 1848 ungefähr ein halbes Hundert Einwohner hatte, hat jetzt noch 2 Einwohner. Während also Deutschland in nicht ganz einem Jahrhundert von 25 Millionen auf 60 Millionen gestiegen ist, kommt es immer noch vor, daß Dörfer wie einst im dreißigjährigen Kriege von dem Erdboden weggefegt werden, daß sie versinken wie die geheimnisvollen Dörfer, die nach der Sage klaftertief unter den Boden gesunken sind, um dort ein gespenstisches Dasein weiter zu führen.

Und während das moderne Leben unter dem Zeichen der Industrie und eines hochgesteigerten Verkehrs steht, gibt es immer noch Dörfer und ganze Gegenden, auch kleinere Städte, in denen das Leben nach der Weise der Urväter weiter geht. Hier herrscht heute noch dasselbe Tempo wie einst am Anfang des 18. Jahrhunderts. Hier bleiben die alten Familiennamen weiter bestehen. In den Kirchenbüchern werden heute noch dieselben Namen, auch dieselben Vornamen verzeichnet, wie um das Jahr 1700. Ab und zu stirbt eine Familie aus, aber nur sehr wenige ziehen neu hinzu. Ein Lehrer genügt heute noch für die Schuljugend wie in der Zeit der Franzosenkriege. Der Ortsbauplan braucht nicht revidiert und erweitert zu werden, neue Pfarreien sind hier nicht zu errichten. Im Zentrum des Dorfes und des Städtchens stehen Häuser, deren Bauart auf eine längst verschwundene Epoche der Architektur hindeutet, höchstens am Rande sind Bauten neueren Datums entstanden. Auf dem

Speicher des Gemeindehauses lehnen die alten Gewehre noch an der Wand, die einst in unruhigen Zeiten die aus Ortsbürgern gebildete Sicherheitsgarde gebrauchte. Die Beschäftigungsweise der Leute von heute ist dieselbe wie die ihrer Vorfahren zur Zeit, da Goethe und Schiller jung waren.

Es ist jedoch ein verhältnismäßig kleiner Teil unserer Bevölkerung, dem es in der Gegenwart vergönnt ist, in Ruhe da zu wohnen und zu arbeiten, wo schon die Großväter gelebt haben; der viel größere Teil ist in der Gegenwart in ein unruhigeres Leben verflochten. Im Laufe der Geschichte hat das deutsche Volk wiederholt Ab- und Zuwanderungen seiner Stämme erlebt. Die Völkerwanderung des frühen Mittelalters hat unsere Volksgenossen gehörig durcheinander geschüttelt. Über Berg und Tal, durch weite Länderstrecken hindurch zogen da die Cimbern nnd Teutonen, die Goten, Markomannen und Vandalen, eine mildere Sonne und ein reicheres Leben begehrend, als es die Heimat bieten konnte. Jahrhundertelang dauerten diese Bewegungen. Ein Teil eines Volksstammes nach dem andern bröckelte sich ab und zog, wie Gustav Freytag das so reizvoll schildert, in die Ferne. In demselben Maße haben sich später die deutschen Stämme nicht mehr ineinandergeschoben; aber bis zum Ende der Epoche, die wir in der Schule als das Mittelalter bezeichnet haben, dauerten die Wanderungen an. Ein starker Strom ergoß sich jahrhundertelang nach dem deutschen Osten. Aus Thüringen und Hessen zogen die Kolonisten nach der Oder und der Weichsel, um in einem ganz anders gearteten Lande festen Fuß zu fassen und der deutschen Kultur neue Provinzen zu erobern

Die gegenwärtige Epoche der deutschen Geschichte ist wiederum eine Epoche des Wanderns. Mit vollem Rechte hat Max Bittrich einem Romane, in dem er die besondere Art des modernen Lebens schildert, den Untertitel gegeben „Roman aus der modernen Völkerwanderung". Allerdings die Völkerwanderung unserer Tage vollzieht sich nicht mehr wie die des frühen Mittelalters. Heute ziehen die Völker nicht mehr in kompakten Massen, den Strömen gleich, durch das Land, sie schieben sich nicht mehr in andere Volksgruppen hinein. Es blitzt nicht mehr von Lanzenspitzen und Brustpanzern, wenn sie dahinziehen. Aber die Völkerwanderung ist heute nicht weniger stetig, unaufhaltsam und folgenreich, als zu der Zeit, da die Germanenkrieger an die Tore von Rom klopften. Heute ist die große Stadt und die Industriegegend das milde Land Italien, in dem man bei geringer Arbeit reiche Früchte ernten kann, und das flache Land, das Gebirge, die Waldgegend, das Bauerndorf fernab vom Weltverkehr und der Eisenbahn, sie sind die rauhen Länder, in denen das Meer die Getreidefluren am Strande vernichtet hat und in denen die Bäume unter dem Ansturm rauher Winde keine Frucht tragen wollen, so daß die Nachkommenschaft, die immer zahlreicher wird, keine Nahrung mehr findet.

Wenn, wie ich oben an einigen Zahlen nachgewiesen habe, das flache Land trotz der Vermehrung, die unser Volk in dem letzten Menschenalter erfahren hat, immer mehr abnimmt, so ist auf der anderen Seite für die größeren Städte und die Gemeinden, in denen es Fabriken gibt, ein ganz enormer Zuwachs zu konstatieren. Wir haben in Deutschland viele Land-

gemeinden, die sich in den letzten 90 Jahren um das Zehnfache vermehrt haben. Mein Wohnort Mombach, unmittelbar an Mainz angrenzend, hatte beispielsweise 1815 630 Einwohner, bei der Volkszählung des Jahres 1905 6404. Die Vororte der Großstädte sind in ganz riesenhaftem Maße gewachsen. Es ist fast unglaublich, wie viele Arbeiter und Beamten eine so große Menschenansiedlung mit ihren Fabriken und Werkstätten beschäftigen kann. In dem Dorfe, in dem er geboren ist, hat der Arbeiter oft nur in der guten Jahreszeit Beschäftigung. Er hilft dem Landwirt als Taglöhner, er arbeitet im Walde unter der Anleitung der Forstbehörden, aber im Winter liegt er ganz brach und hat nicht den geringsten Verdienst. In den Städten und Industriezentren ist es ganz anders, da gibt es Arbeit in Hülle und Fülle, man muß nur zugreifen. Bei den Bauarbeiten werden Taglöhner gebraucht, die den Maurern das Material zutragen. Die Fabriken brauchen Taglöhner aller Art, Fuhrleute, Handlanger für die Schmiede, Leute, die beim Ein- und Ausladen helfen.

Es gibt Tausende von Fabriken, in denen der Arbeiter ohne große Anleitung das, was von ihm gefordert wird, leisten kann. Die Städte selber brauchen Leute, die bei den Reinigungsarbeiten unterkommen, die Eisenbahnbehörden suchen Streckenarbeiter, die Militärbehörden brauchen Leute für ihre Depots. Dazu kommt die große Menge derer, die ein Handwerk erlernt haben. In der Heimat kann der mittellose Handwerker auf keine Weise vorwärts kommen. Zum Meister bringt er es höchst selten, und selbst als Geselle findet er nicht sein genügendes Auskommen, zumal

dann nicht, wenn er eine Familie gegründet hat. Bei der Industrie dagegen werden Schreiner, Schlosser, Schmiede, Dreher, Monteure, Spengler, Wagner fortwährend eingestellt. Hierbei kommt auch ein Moment innerer Art in Betracht. Der in einer Fabrik beschäftigte Handwerker wird nicht mehr als Geselle angesehen, sogar die Behörden nennen ihn kurzer Hand Schlosser oder Schmied. Obwohl er nicht selbständig ist, sondern im Betriebe eines Anderen arbeitet, so gewährt ihm doch diese Art der Beschäftigung die Befriedigung, daß er nicht sein ganzes Leben lang als Geselle angesehen wird. Zu dem Heer der Taglöhner und Handwerker kommen dann noch viele, die den ursprünglich erlernten Beruf aufgaben, um irgendwelche Arbeit, zu der keine besondere Vorbildung nötig ist, aufzugreifen. Dazu gehören besonders Bäcker und und Metzger. Gerade in diesen beiden Berufszweigen ist es dem, der kein Vermögen besitzt, rein unmöglich, selbständig zu werden. Viele geben deshalb nach den Lehr- und Wanderjahren namentlich, sobald sie eine Familie gegründet haben, den ursprünglich erlernten Beruf auf und verschwinden in der großen Masse der Industriearbeiter.

Aber nicht nur Fabrikarbeiter ziehen den Industriegemeinden zu, sondern es folgt ihnen ein ganzes Heer solcher, die wenigstens körperlich nicht arbeiten: Fabrikbeamte aller Art, Ingenieure, Techniker, Chemiker, Kaufleute, Bureaugehilfen, Aufseher. Dazu kommen alle, die in den rasch wachsenden Gemeinden Gelegenheit finden, ein Gewerbe zu betreiben: Gastwirte, Metzger, Bäcker, Spezereihändler, Schneider, Schuhmacher, kurzum es entsteht im Laufe der Jahre

eine Ansiedelung, die fast nur in den letzten Jahren Zugezogene in sich schließt.

Das ist auch ein Kennzeichen der neuzeitlichen Entwicklung, daß ganz kleine Ansiedlungen, die früher wie das Dornröschenschloß, mitten in der Einöde ein ruhiges Dasein führten, jetzt zu volkreichen Industrieorten geworden sind. Interessant und typisch ist in dieser Beziehung die Geschichte der Gemeinde Gustavsburg, dicht bei Mainz auf der rechten Rheinseite, am Einfluß des Mains gelegen. Wo heute die Schornsteine dampfen, war vor 50 Jahren ein ödes Weideland, das für die Bauerngemeinde Ginsheim, zu dessen Gemarkung es gehörte, schon deshalb wenig Wert hatte, weil die Entfernung von dem Dorfe zu groß und damit die landwirtschaftlichen Betriebskosten zu hoch waren. Infolgedessen stand das Gelände sehr niedrig im Preise. Mit einem Schlage wurde die Lage anders, als die hessische Ludwigsbahn die an dem Weidelande vorüberführenden Strecken Mainz-Frankfurt a. M. und Mainz-Darmstadt ausbaute. In Gustavsburg entstand ein Hafen, der im Laufe der Jahre den Umsatz des Mainzer Hafens an Tonnenzahl weit übertraf. Außer den beiden Eisenbahnlinien führen an Gustavsburg die natürlichen Fahrstraßen des Rheins und des Mains vorbei, so daß das vordem öde und im Winkel liegende Weideland mit einem Male im Zentrum des südwestdeutschen Verkehrs lag. Die Industrie erfaßte die Situation, heute reiht sich dort eine Fabrik an die andere. Eine volkreiche Gemeinde ist entstanden, es findet evangelischer und katholischer Gottesdienst statt. Eine Entwicklung hat sich dort vollzogen, wie wir sie seither nur aus Be-

richten über amerikanische Stadtgründungen gekannt haben.

Selbstverständlicher Weise finden sich hier die heterogensten Elemente zusammen. Es entsteht ein Mischmasch der deutschen Stämme, um einen Ausdruck Franz v. Dingelstedts zu gebrauchen, ein „babylonischer Sprachenbrei", in dem alle deutschen Mundarten vertreten sind. Neben dem Rheinländer arbeitet der Schlesier; der Altbayer heiratet die Tochter einer sächsischen Familie; der Ostpreuße wird der Gevatter des Pfälzers; der Mecklenburger schließt Freundschaft mit dem Württemberger. Neben dem rauhen Urschwäbisch ist die spitze Sprache des Norddeutschen vertreten; der Thüringer wohnt Tür an Tür neben dem Westfalen. Es gibt sogar Leute in solchen Gemeinden, die gewissermaßen mit zwei Zungen reden, sie schmücken die heimatliche Mundart mit Ausdrücken aus, die sie in der Fremde gehört haben. Ich kenne einen braven, aus Pommern stammenden Mann. Er hatte, ehe er zu uns kam, lange Jahre in Kreuznach gearbeitet. Nun setzt sich seine Redeweise zusammen aus pommerscher und Kreuznacher Redeweise und der Mundart, die man in der Mainzer Gegend spricht. Solcher Mischmasch klingt nicht schön. Und nicht nur die deutschen Stämme vermischen sich in den modernen Industriegemeinden miteinander, auch das Ausland macht sich geltend. Westfalen hat bereits ganz polnische Ansiedlungen, und beim Durchsehen der standesamtlichen Register meines Wohnortes fand ich einmal, daß der Pietro da Riva, Erdarbeiter aus Mestre, sich mit der Anna Katharina Müller aus Mainz verheiratet hatte. Was unsere Kosmopoliten am Ende des 18. Jahrhunderts ge-

träumt haben, wird im 20. Jahrhundert zur Wirklichkeit.

Nicht überall werden freilich Industriegemeinden Angehörige aller deutschen Stämme umfassen. Manche dieser Gemeinden haben ein bestimmtes Hinterland, aus dem ihr Zuzug sich rekrutiert. Offenbach z. B. scheint vorzugsweise Zuzug aus dem Odenwald, der Rhön und dem Vogelsberg zu haben. Die Gemeinden in der Nähe von Mainz schließen viele Rheinbayern in sich. Bretzenheim, nicht weit von dem Binger Tor gelegen, hat z. B. viele Leute aus dieser Provinz, vorzugsweise aus den armen Distrikten in der Nähe des Donnersberges, so daß heute noch Riehl Recht hat, wenn er 1857 in seinem Buche „Die Pfälzer" Mainz als die Hauptstadt der Rheinpfalz Bayern bezeichnet hat. Wo Werkstätten und Fabriken sind, die Leute beschäftigen, die nicht Taglöhner und Handarbeiter sind, sondern ein bestimmtes Handwerk erlernt haben, da drängen sich allerdings Angehörige der verschiedensten deutschen Provinzen zusammen. Ich habe in meiner Hauptgemeinde Glieder aus allen deutschen Provinzen und Territorien. Große Unternehmungen werfen mit einem Male einen ganzen Strom von Arbeitern und Angehörigen derselben nach einem Orte. Als nach 1871 die reichsländischen Festungen ausgebaut wurden, kamen ganze Scharen von Ostdeutschen nach Metz und Straßburg. Vorher waren diese Leute Arbeiter auf ostelbischen Rittergütern gewesen. Mitte der siebziger Jahre gab es auf den Schanzen in Elsaß-Lothringen keine Arbeit mehr. Viele der dort beschäftigten Leute kamen nach Mainz, wo sie bei der Festungserweiterung beschäftigt wurden. Ihre Kinder arbeiten heutzutage

in südwestdeutschen Fabriken. Oft wandert im Anfang nur der Familienvater aus. Er führt ein sehr anspruchsloses Leben und schickt nach Möglichkeit Geld nach Hause, wo die Frau das Haus hütet und die etwa vorhandenen Äcker bestellt. Viele Maurer z. B. arbeiten heute das ganze Jahr hindurch in den großen Städten oder in deren Nähe. Wenn sie es ermöglichen können, fahren sie Sonntags nach Hause. So bleiben sie doch in der Verbindung mit der Heimat. Wirtschaftlich kommen die meisten dieser Leute, wie mir einer von ihnen sagte, in die Höhe. Aus dem Hunsrück, der Eifel und dem Westerwald gehen viele Arbeiter in die westfälischen Industriebezirke. Sie kommen nur an Festtagen in die Heimat zu Weib und Kind, wie das Klara Viebig in ihrem Roman „Das Weiberdorf" schildert. Oft bleiben auf diese Art die Familien Jahrzehnte hindurch auseinandergerissen. Ein Mann aus einer meiner Gemeinden ist hier schon über 20 Jahre in einer Fabrik als Fuhrmann beschäftigt, die Frau lebt in ihrem nassauischen Heimatsdorfe. An Weihnachten, Ostern und Pfingsten, selten in der Zwischenzeit sehen sich die Ehegatten. In vielen Fällen aber zieht die Familie ihrem Ernährer nach. Ein aus Schlesien stammender Wagner erzählte mir, wie er in Görlitz einen unzureichenden Verdienst gehabt habe. Da hörte er, daß die Löhne in der Waggonfabrik zu Mombach besser seien. Kurz entschlossen ging er von dem deutschen Osten nach dem deutschen Westen, ein halbes Jahr danach ließ er seine Familie nachkommen. Ein jetzt schon alter Pfälzer aus einem Dorfe, das auf halber Höhe des Donnersberges liegt, hatte in der Heimat einen Taglohn von 30 Kreuzern, außer-

dem die Kost. Er schätzte sich glücklich, als er bei einem Bahnbau außerhalb täglich einen Gulden verdiente. Während dieser Arbeit schlief der Mann in einer Bretterbude, er und seine Mitarbeiter kochten sich mittags und abends auf der Baustelle Kartoffeln; es war ein Leben, ganz wie es der jüngst verstorbene Karl Fischer geschildert hat. Als diese Arbeit vollendet war, mochte der Mann nicht mehr unter den ärmlichen Verhältnissen der Heimat weiterleben, sondern zog in ein Dorf bei Mainz, wo er als Taglöhner einen besseren Verdienst hatte. Bald zog auch die Familie nach. So soll es ja auch in der Völkerwanderung des Mittelalters gewesen sein, daß zuerst die rüstigsten und stärksten Menschen fortzogen, die erwerbsfähigen, um dann die anderen nachzuziehen.

So strömen in den Gemeinden, die unter dem Zeichen der Industrie stehen, Menschen von verschiedener Herkunft und Abstammung zusammen, Menschen, die sich früher gar nicht gekannt haben, Menschen, die nach Art und Charakter völlig voneinander verschieden sind. Wenn dieser Strom sich nach größeren Städten lenkt, so kann er hier an deren Eigenart nicht viel ändern. Die fünfstöckigen Mietshäuser nehmen Tausende von Menschen auf, ohne daß man das in der Stadt viel merkt. Aber ganz anders ist es mit den Dorfgemeinden, die von der modernen Völkerwanderung erreicht werden. Äußerlich und innerlich wird hier alles anders.

Zunächst äußerlich – es sollte ja in diesem Kapitel die äußere Situation geschildert werden. Eine Industriegemeinde, die aus einem früheren Bauerndorfe herausgewachsen ist, hat wie Janus ein doppeltes Gesicht.

In dem alten Ortsteile stehen die Bauernhäuser, die geräumigen Hofreiten, die für landwirtschaftliche Zwecke eingerichtet sind. Hier liegen Kirche, Schule und Rathaus, hier wird die althergebrachte lokale Mundart noch gesprochen. Rings um den alten Ortsteil herum erstrecken sich die neuen Ansiedlungen. Hier stehen die Mietshäuser, die erst in den letzten Jahrzehnten errichtet worden sind, hier wohnen die Industriearbeiter, hier wimmelt es von Kindern, hier sind die Straßen morgens, mittags und abends von Männern überfüllt, die mit dem Blechkännchen in der Hand zur Arbeit eilen. Fortwährend muß gebaut werden, um den Zuziehenden Wohnung zu verschaffen. Wegen des großen Bedürfnisses muß schnell gebaut werden, und darum wird so schlecht und so geschmacklos wie möglich gebaut. Es gibt keine häßlicheren Bauten als die für Arbeiter bestimmten Mietshäuser, die die Bauunternehmer in der Gegenwart in den Industriegemeinden errichten. Die Häuser eines hunsrückischen oder odenwälder Dorfes haben immer etwas Malerisches; die mit Weinlaub umrankten Häuser in der Pfalz sehen traut und gemütlich aus; die niedrigen, mit Stroh gedeckten Häuser in Schleswig-Holstein machen, trotzdem ihnen jeder architektonische Schmuck fehlt, mit ihren blitzenden Spiegelscheiben und dem grünen Gerank vor der Haustür einen angenehmen Eindruck, sogar die Kasernen, die man heute baut, sehen nicht mehr so nüchtern aus wie früher, sondern weisen schön gestaltete Giebel, Erker und Portale auf; die Häuser, in denen die Industriearbeiter wohnen, weisen nichts auf als Nüchternheit, Öde und Geschmacklosigkeit. Ein Backsteinkasten wird neben den anderen gestellt, der Grundriß weist meist

zwei Zimmer und eine Küche auf, das Treppenhaus wird so schlecht wie möglich hergerichtet, es fehlt der Abschluß an der einzelnen Wohnung. Ein Haus ist wie das andere, nirgendswo hat das Auge Abwechslung und Ruhepunkt.

Es kann auch gar nicht anders sein. Wenn man so hastig bauen muß wie in der Industriegemeinde, so hat man eben keine Zeit, um schön und geschmackvoll zu bauen. In der Industriegemeinde entstehen in jedem Jahre neue Straßen; in Kornfelder, Spargeläcker und Gemüsegärten hinein wächst das Dorf, der Ortsbauplan muß fast in jedem Quinquennium revidiert und erweitert werden. Infolge der großen Nachfragen steigen die Bodenpreise in das Riesenhafte. Der Bauer will sein Feld nicht mehr bestellen, er will es möglichst teuer verkaufen; er überlegt nicht, daß er dadurch seine nnd seiner Kinder Existenz untergräbt. Die Äcker waren im festen Besitz der Familie, von dem Gelde, das das verkaufte Baugelände einbringt, kann man das nicht voraussagen. Der Landmann, der seine Äcker veräußert, müßte für sich und seine Nachkommen neue Berufe suchen. Oft gelingt es ihm nicht, einen solchen zu finden, der, was Selbständigkeit betrifft, dem früheren gleich oder ähnlich ist, und so wird er eben, wenn das erlöste Geld ausgegeben ist, zum Industriearbeiter, ein Übergang, der überall in den Industriegegenden zu konstatieren ist. Findige Leute werden in solchen Gemeinden zu Spekulanten, sie kaufen Gelände, das scheinbar in absehbarer Zeit noch nicht bebaut wird, zu niedrigen Preisen an, weil sie den Gang der Dinge voraussehen, und setzen es später um das Zehnfache ab. Oft ist es nur ein einziger Mann, der in einer

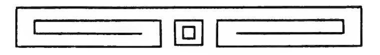
Digitized by Google

solchen Gemeinde diese Geschäfte macht. Er sieht zu, daß er in jedem Baublock etwas erwirbt, wenn es auch nur ein paar Quadratmeter sind, dann hat er nachher die Hand im Spiel, er bestimmt die Preise; ohne ihn kann niemand etwas erwerben. So werden in der Industriegemeinde einzelne ohne besondere Arbeit, auch ohne besonderen Verstand, lediglich durch günstige Konjunktur zu enorm reichen Leuten. Die Kosten muß der Mieter bezahlen, dem von Jahr zu Jahr höhere Preise abverlangt werden. „Die Wohnungsmiete frißt mit aus der Schüssel“, sagt man in meiner Gegend. Hochnötig und eine soziale Tätigkeit ersten Ranges ist deshalb, daß der Staat durch Begründung und Förderung von Baugenossenschaften die Wohnungsverhältnisse der Minderbemittelten zu heben versucht, wie dies im Großherzogtum Hessen trotz des Widerspruchs der Hausbesitzer in Angriff genommen worden ist.

Es ist klar, daß in solchen schnell in die Breite gewachsenen Kommunen für die Behörden jeder Art ganz besondere Schwierigkeiten entstehen. Industriegemeinden, die in 20 Jahren um das Doppelte gewachsen sind, sind wie neu eroberte Provinzen, die der Regierung und Verwaltung viel zu schaffen machen. Solche Gemeinden sind fast über Nacht aus kleinen Ansiedlungen und Dörfern zu volkreichen Städten geworden, aber sie haben immer noch den alten Verwaltungsapparat. Sie gleichen einem rasch in die Höhe geschossenen Jungen, dem der Anzug vom Vorjahre so knapp geworden ist, daß die Ärmel nicht mehr bis zum Handgelenk reichen. Sie haben oft noch ihren alten Dorfbürgermeister, der wie Cincinnatus von seinem Felde in das Gemeindehaus berufen worden

Digitized by Google

ist, und ihren alten Gemeinderat, der sich in die neuen Verhältnisse nicht finden kann. Außerdem wächst, da meist unbemittelte Arbeiter zuziehen, das Steuerkapital bei weitem nicht mit der Seelenzahl. Die Gemeinde kann berechtigten Anforderungen nicht nachkommen. Die Straßen, die neu entstanden sind, werden nicht gepflastert; durch Sand und Schmutz watet der Arbeiter zu seiner Wohnung. Die Schulklassen sind, weil es an Schulzimmern und Lehrkräften fehlt, überfüllt, die Gemeindebeamten reichen für die Arbeit nicht aus, die Armenunterstützungen, die die Gemeinde zu leisten hat, gehen weit über ihre Kräfte hinaus. Unter normalen Verhältnissen mag eine solche Gemeinde noch eben zurecht kommen, unter der Einwirkung eines großen Krieges oder innerer Unruhen würde sie bankerott werden; denn die Fabrikanten und Unternehmer wohnen allermeist nicht dort, wo sich ihre Werke befinden, sondern in den benachbarten Städten, so daß sie an dem Orte ihrer Unternehmungen nur einen kleinen Teil ihrer Steuer entrichten. Alles in allem dürfte es klar sein, daß die äußere Situation in einer Industriegemeinde recht unerfreulich ist.



II. Die Menschen.

Mehr als die äußeren Verhältnisse interessieren uns die Menschen. Wir fragen uns hier: wie steht es mit den Menschen, die unter den oben geschilderten äußeren Bedingungen in der Industriegemeinde leben, und in welcher Weise beeinflußt die Umgebung ihr Seelenleben?

Es gibt Kenner unseres öffentlichen Lebens, die in dem Zuge vom Lande nach der Stadt, von der Landwirtschaft zur Industrie, vom Pfluge zur Maschine einen Fortschritt, eine segensvolle und gedeihliche Entwicklung erblicken. Friedrich Naumann gehört in diese Kreise. Ob er recht oder unrecht hat, läßt sich so leicht nicht entscheiden. Fassen wir diese Entwicklung vom Standpunkt des Nationalökonomen und Politikers in das Auge, so werden wir unzweifelhaft Naumann Recht geben müssen. Deutschland ist durch die Entwicklung, die seine Industrie in den letzten vier Jahrzehnten genommen hat, zu einem wohlhabenden Lande geworden. Seine Söhne und Töchter brauchen nicht mehr, um Arbeit zu suchen, über das Meer nach Brasilien und Argentinien zu gehen. Der Nationalwohlstand hat sich unendlich gehoben. Unsere großen Städte haben nicht nur an Seelenzahl zugenommen, sondern leisten auch an sanitären, humanitären und sozialen Einrichtungen das Menschenmöglichste. Früher

war Deutschland in erster Linie groß durch seine Wissenschaft und Dichtung, heute beansprucht es Beachtung in der Welt zumeist durch seinen Handel und seine Industrie. Dieser Aufschwung scheint allerdings manchen Leuten in den Kopf gestiegen zu sein, sonst würde man in unserer Zeit nicht so verächtlich von dem Wert der klassischen Bildung und so übermütig von der Arbeit des Bankdirektors und Technikers sprechen. Es darf auch durchaus nicht verkannt werden, daß die Lebenshaltung des kleinen Mannes, wie oben schon nachgewiesen worden ist, sich gehoben hat; aber den Aufschwung eines Staates darf man doch nicht nur nach der Zahl der Tonnen, die er exportiert, und nach den Steuern, die er aufbringt, beurteilen. Gewiß, unsere neuzeitliche Entwicklung hat Tausenden in unserem Volke die Tasche gespickt, sie hat auch dem Arbeiter Genüsse und Annehmlichkeiten verschafft, die er früher nicht kannte, aber sie hat das Leben von Millionen unserer Volksgenossen doch um ein gut Teil ärmer, trostloser, geistloser gemacht, sie hat dem Gemütsleben, der Sitte, der sittlichen Lebensauffassung unseres Volkes teilweise tödliche Schläge versetzt.

Wir fassen hier zunächst in das Auge, in welcher Weise die Arbeit, die unser Industriearbeiter zu verrichten hat, auf sein Seelenleben einwirkt. Hier fällt uns auf, daß unsere Volksgenossen, die heute in den Fabriken oder im Dienste des Staates und der Kommunen körperliche Arbeit verrichten, ganz anders daran sind als ihre Vorfahren, die zumeist als Bauern, Handwerker und Taglöhner ihr tägliches Brot erwarben. Ich stehe nicht an zu erklären, daß die Leute

früher unter weit angenehmeren Umständen ihr Tagewerk verrichteten. Plagen und quälen mußten sie sich freilich; ihre Arbeitszeit dauerte länger als die ihrer Nachkommen. Wer heute zur Erntezeit in einem Bauerndorfe weilt, wird schon frühmorgens um drei Uhr aus dem Schlafe geweckt und kann noch abends um sieben sehen, wie die Leute mit den Strohseilen hinaus in das Feld gehen. Der Holzmacher geht gleichfalls um drei Uhr in den Wald und kehrt abends um neun mit der Axt zurück. Welche Energie gehörte früher, ehe man auf den Dörfern die Dreschmaschinen kannte, dazu, vom November bis zum März jeden Tag von früh drei bis vormittags elf in der Scheune den Dreschflegel zu schwingen. Hierin haben es die Industriearbeiter leichter. Sie fangen morgens um sechs oder sieben Uhr an, haben abends um halb sieben Feierabend und brauchen sich körperlich lange nicht so sehr anzustrengen. Allerdings da, wo der Mann einen Weg von zwei Stunden bis zu seiner Arbeitsstätte zurückzulegen hat, ist die Sache anders, und hier muß man die Energie einzelner Leute bewundern, die sich dieser großen Mühe unterziehen.

Aber unstreitig bietet die heutige Arbeit unendlich wenig für das Gemütsleben des Mannes und kann ihn in keiner Weise befriedigen. Ich kenne einen Mann, der auf dem Lande lebt und jetzt 65 Jahre alt ist. Der Mann hat einige Äcker, die er mit seinem Kuhfuhrwerk bestellt; im Sommer und Frühjahr arbeitet er im Walde. Ich glaube, er würde in den Wald gehen, auch wenn er 100000 Mark in der Lotterie gewonnen hätte; denn die Waldarbeit ist ihm ans Herz gewachsen, ist ein Stück seines Lebens.

Oftmals hat er mir schon mit Stolz erzählt, wie der Oberförster bei einer Revision ihm den Auftrag gab, den andern „Holzmachern", wie man in Rheinhessen sagt, zu zeigen, wie man einen Baum fällt. Auf die jungen Eichen, die er gepflanzt hat, ist er gleichfalls sehr stolz. Er kennt jedes Pflänzchen im Walde und jedes Waldtier, er ahmt den Schrei der Vögel nach und macht es jedem, der es sehen will, an einem Türpfosten vor, wie der Rehbock sein Geweih abstößt. Auch die Feldarbeit bietet dem tüchtigen Menschen viel Befriedigung. Hier beobachtet er das Leben der Natur, er vergleicht die Ernteergebnisse der einzelnen Jahre miteinander, er muß überhaupt denken und beobachten, um seine Arbeit richtig zu vollbringen. Gras mähen, Bäume pflanzen, Weinberge roden, auch wenn dies im Dienste eines anderen geschieht, ist dazu angetan, die Seele eines Menschen froh zu machen.

Wie ein Fluch liegt es dagegen über der Arbeit des Industriearbeiters. Da gilt es, Häute zu Leder zu verarbeiten, Kokosmatten herzustellen, Blechdosen zu verlöten, ein Feuer im Maschinenraum zu unterhalten, auf Apparate, in denen irgend eine übelriechende Masse kocht, aufzupassen, Bauschutt oder Baumaterialien mit dem Karren wegzufahren, Holz hin und her zu transportieren, Essig zu destillieren. Der eine Mann trägt den ganzen Tag Kohlen, der andere steht über den Schmirgelstein gebückt, um Eisenteile zu schleifen. Der Taglöhner trägt dem Maurer Steine und Kalk hinauf nach dem Gerüst, er kehrt sein halbes Leben lang die Straßen einer Stadt oder befördert Erde mit der Schippe in den Karren. Diese Arbeiten sind für den Menschen äußerst unbefriedigend,

Digitized by Google

er kann zu ihnen keine innere Beziehung gewinnen, er tut sie rein mechanisch wie der Hund, der das Rad tritt, womit der Apparat des Mannes in Bewegung gesetzt wird, der Bettfedern reinigt. Auch Frauen und Mädchen unterliegen in den Industriegemeinden dem gleichen Schicksal. Beklagenswert ist mir immer das Los einer meiner früheren Konfirmandinnen erschienen, die vom 14. bis zum 23. Lebensjahre, in dem sie sich verheiratete, in einer Bierbrauerei tagaus, tagein Bierflaschen spülte. Das ist auch die Geschichte einer Jugend.

Dazu kommt der Zwang, dem die Leute beständig unterworfen sind. Wenn sie in der Portierstube nicht pünktlich ihre Nummern abhängen, wenn sie, sobald die Dampfpfeife ertönt, nicht mit der Arbeit beginnen, so müssen sie drei Stunden feiern. Wenn sie einen Tag lang ohne triftigen Grund der Arbeit fern bleiben, können sie sich gewärtigen, daß sie „Feierabend kriegen". Der Arbeiter in unserer Zeit ist sein Leben lang eingezwängt in eine strenge Ordnung und kann sich keine Abweichung davon gestatten. Sogar, wenn er krank ist, liegt der Stundenzwang auf ihm. Er darf als Rekonvaleszent nur zu gewissen Stunden ausgehen, darf keinerlei häusliche Arbeit verrichten. Tut er das dennoch und wird er dabei von dem Krankenbesucher der Kasse ertappt, so verliert er die Krankenunterstützung. Daß ein Erkrankter nicht einmal sein kleines Kind auf dem Arme halten, nicht das Feuer im Ofen schüren, daß er in leichteren Krankheitsfällen nicht in den Gottesdienst gehen darf, wäre lächerlich, wenn es nicht zu traurig wäre. Der Arbeiter in unserer Zeit untersteht sein Leben lang der Reglementierung. Da war der bäuerliche Taglöhner und bäuerliche Hand-

arbeiter in früheren Jahrzehnten besser daran; er war, was die Freiheit betraf, ein König. Er brauchte keine Uhr und keine Arbeitsordnung, er konnte, wenn er das nötige Geld hatte, einmal acht Tage lang Kirchweihe halten, ohne fürchten zu müssen, wegen „Blaumachens" arbeitslos zu werden. Er konnte einen ganzen Tag lang im Heu oder im Walde schlafen, ohne das ein Aufseher ihn vermißt hätte.

Das ist das Charakteristische an der Arbeit des Industriearbeiters, daß sie in keiner Weise einen Gewinn für seine Seele bringt. Rein mechanisch sind die Leistungen, die man von ihm fordert, es ist immer dasselbe öde Einerlei, das an ihn herantritt. Ob draußen Regen oder Sonnenschein ist, ob Frühling oder Sommer, das merkt der Mann in seiner Halle oder in seinem Maschinenraume nicht. Jeden Morgen hängt er in der Portierstube seine Kontrollnummer ab, er ist eigentlich selbst in dem großen Getriebe seiner Fabrik eine Nummer.

Das gilt nicht nur von dem Taglöhner, sondern auch von dem, der ein Handwerk erlernt hat. Etwas Ganzes macht er doch nie, immer fertigt er nur einzelne Teile an. Hierin ist der kleine Bauer, der ihm sozial gleich steht, dessen Lebenshaltung entschieden niedriger ist, viel besser daran. Auch wenn er schwer kämpfen muß, um sich durchzubringen, so gibt ihm seine Arbeit doch viel mehr für sein Seelenleben. Er baut die Äcker, die er von seinem Vater geerbt hat; und, wie es bei der südwestdeutschen Parzellenwirtschaft oft vorkommt, wenn es auch nur $^{7}/_{4}$ Morgen sind, er liebt sie, seine Seele hängt daran. Er liebt auch sein Vieh; in Rheinhessen beispielsweise

spricht der Kleinbauer, der „geringe Mann" nur von seinem „Viehchen".

In der Industriegegend und in der Stadt entbehren besonders auch die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer jeder tieferen, gemütlichen Beziehung. In großen Betrieben wird der Fabrikant selten für seine Leute sichtbar, der Werkmeister stellt die Leute ein und entläßt sie wieder. Allerdings, wenn ein Arbeiter 25 Jahre lang ununterbrochen in einem Betriebe tätig gewesen ist, so wird sein Jubiläum gefeiert. Es wird ein Festkommers abgehalten, der Jubilar bekommt als Geschenk eine Uhr oder einen Spazierstock mit sibernem Griff, es erscheint im Lokalblatte ein Artikel, in dem die Verdienste des Arbeiters Andreas Mühlberger um seine Firma lobend erwähnt werden, aber es wird niemand behaupten, daß in solchen Festlichkeiten sich persönliche Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer offenbaren. Ist der Arbeiter alt und unbrauchbar, so wird er, wie es im Geschäftsleben heißt, einfach „abgestoßen". Dann fängt er eine Wirtschaft oder einen Spezereikram an. Wo ihm das nicht möglich ist, hausiert er mit Ellenwaren. Ein alter Arbeiter, der fünzig Jahre lang im Taglohn gearbeitet hatte und der in seiner Krankheit von mir besucht worden war, kam eines Tages mit einer Spieldose und gab mir ein Konzert. Mit der Spieldose suchte er sein Brot zu erwerben. Ist die Konjunktur ungünstig, so werden auch kurzerhand Leute entlassen; meist werden hiervon die Jungen, Unverheirateten betroffen.

Daß persönliche Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht aufkommen können, liegt viel-

fach aber auch an den letzteren. Oft werden die Arbeitsstätten ohne triftigen Grund gewechselt. Findet der Arbeiter anderwärts günstigere Erwerbsbedingungen, so kündigt er, auch wenn er vielleicht schon 20 Jahre in dem seitherigen Betriebe tätig war. Es gibt Leute, die nirgendswo lange aushalten. Das gilt namentlich von denen, die sich wegen Arbeitsvermittlung an den Pfarrer wenden. Wenn man ihnen Arbeit verschafft hat und sich drei Wochen später bei dem Fabrikanten nach ihnen erkundigt, so sind sie längst wieder über alle Berge. Oft laufen sie mitten in der Arbeit fort, wenn sie etwas Unangenehmes zu hören kriegen. Denn sagen läßt sich der moderne Industriearbeiter nichts; er erwähnt es mit besonderer Befriedigung, wenn er seinen Arbeitgeber mitten in der Arbeit stecken lassen konnte.

Aber eine Tugend wird man unseren Industriearbeitern nachrühmen müssen, wenn man ihre Arbeitsleistungen in das Auge faßt. Vor allem diejenigen unter ihnen, die in einer Gemeinde wohnen, die noch etwas ländliches Gepräge aufweist, wie die meisten unserer Vorstadtgemeinden, verrichten unermüdlich ihr hartes Tagewerk, und dabei gibt es noch viele, die sich Nebenbeschäftigung suchen. Der eine „macht Überstunden" in seiner Fabrik, der andere ist Diener irgend eines Vereins, der dritte kassiert Gelder ein, der vierte pachtet, wenn er es haben kann, ein Stückchen Feld und bebaut es in seinen freien Stunden. Ich kenne Männer, die im Sommer von drei bis halb sechs des Morgens schwere landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, z. B. Wiesen mähen und die um sechs an die Hauptarbeit gehen. Das ist eine Energie, die uns Respekt

abnötigt. Namentlich die Abendstunden verbringt der Fabrikarbeiter keineswegs immer im Wirtshause, sondern er flickt die Schuhe für seine Kinder, er baut einen Stall für seine Ziegen, er läuft als Agent irgend einer kleinen Versicherungsgesellschaft umher und sucht Geld zu verdienen. Hierzu kontrastiert in sehr vielen Fällen das Verhalten der Frau. Ganz gewiß gibt es auch in der Industriegemeinde fleißige Frauen, aber in welcher Weise sich die Mehrzahl betätigt, das kann man sehen, wenn man an einem schönen Sommernachmittag durch die Straßen geht. Dutzendweise stehen sie da im milden Sonnenschein und tauschen ihre Erlebnisse und Erfahrungen aus. Die eine hat einen Strickstrumpf in der Hand, die andere nicht. Die kleineren Kinder machen nicht viel zu schaffen. Wofür hat man denn die Kleinkinderschule? Und die größeren sind schätzenswerte Hilfskräfte. Ich kenne Fälle, in denen zwölfjährige Knaben mitunter das Essen kochten und achtjährige Mädchen Zimmer und Küche aufwuschen. Wenn die Männer abends heimkommen, so wird nicht etwa eine nahrhafte Suppe gekocht, sondern man geht zum Metzger und kauft Wurst. Flicken und Nähen sind der Frau auch oft unbekannte Künste; denn bis zur Verheiratung ist sie in die Fabrik gegangen und, was sie dadurch versäumt hat, eignet sie sich später autodidaktisch nicht mehr an. Die Frau zur hauswirtschaftlichen Arbeit zu erziehen, das ist auch ein Problem der modernen Arbeiter- und Frauenbewegung.

Persönliche Beziehungen fehlen dem modernen Industriearbeiter — und nicht nur ihm allein — auch in einer anderen Beziehung. Ihm fehlen oft die Familienbeziehungen. Er ist aus einer weit entfernten

Gegend zugewandert, hat sich ansässig gemacht, eine Familie gegründet und ist dadurch ganz außer Beziehung mit seinen Eltern, Geschwistern und sonstigen Verwandten gekommen. Auch wenn er es möchte, kann er die Seinen nicht besuchen; denn zu einer Eisenbahnfahrt, vielleicht durch den größten Teil Deutschlands hindurch, reichen selten die Mittel. Der aus Pommern und Schlesien stammende Mann, der sich im deutschen Südwesten angesiedelt hat, kommt ganz außer Beziehung mit seiner Familie. Wenn der eine Bruder in Cöln, der andere in Breslau, der dritte in Kiel wohnt, so ist von gegenseitigen Beziehungen nicht mehr die Rede. Der Verkehr beschränkt sich auf den Austausch von Ansichtspostkarten. Ich fragte einmal eine alte Frau, deren Sohn, einen Musiker, ich vor Jahren getraut hatte, nach dessen Ergehen. Da sagte sie mir: „Ach, er hatte ein paar Jahre lang nicht mehr geschrieben, aber in der vorigen Woche habe ich eine Karte von ihm bekommen." Ich las die Karte, sie war in Elbing, dem Wohnort des Sohnes, geschrieben und lautete: „Liebe Mutter! Habe jetzt eine eigene Kapelle, und es geht mir gut. Habe drei Kinder, zwei tot. Gruß Dein Sohn Heinrich R." Oft aber weiß man in solchen Familien gar nichts mehr voneinander. So sagte mir einst ein Fabrikarbeiter, er wisse nicht, ob sein Vater noch lebe. Ich fragte einmal in der Schule die Kinder: „Wer von euch weiß etwas von seinen beiden Großvätern zu erzählen?" Von 70 streckten ungefähr 7 den Finger. Die allermeisten wußten nicht, wo die Großväter gewohnt hatten, wer sie gewesen waren und wie sie mit dem Vornamen geheißen hatten. Wie sollte das

auch anders sein, da die meisten Kinder nie den Großvater gesehen hatten. Den Namen eines der Urgroßväter wußte kein einziges anzugeben. Söhne wissen oft nicht, wie die Mutter mit ihrem Mädchennamen geheißen hat. Oft kann man, da man am Orte gar keine Familienbeziehungen hat, keinen Taufpaten für die Kinder beibringen. Oder man nennt als Paten Leute, die hundert Meilen voneinander wohnen. Bei einem Kinde habe ich einmal zwei Paten in das Taufbuch eingeschrieben, von denen der eine in Kiel, der andere in Vevey in der Schweiz wohnte. Die Ortsnamen Edinburg und Zürich standen in dem gleichen Falle einmal nebeneinander. Unter solchen Verhältnissen ist das Amt der Paten einfach ein Anachronismus und hat keinen Sinn mehr.

Es ist selbstverständlich, daß man da, wo man mit den Lebenden keine Beziehung mehr hat, erst recht die Toten vergißt. Die modernen Industriearbeiter kennen in seltenen Fällen noch die Gräber der Ihrigen. Sie wissen mitunter nicht, wo Vater und Mutter liegen. Das pietätvolle Pflegen und Schmücken der Gräber ist ihnen unbekannt; weder am Totenfeste noch am Allerseelentage gehen sie hinaus nach dem Kirchhofe. Das Andenken an die Eltern hat unter diesen Umständen nicht viel Wirkung. Man schelte das nicht Sentimentalität, wenn ich es als unerläßlich für das Gemütsleben des Menschen erachte, daß er mit seinen Toten in Verbindung bleibt. Freilich, die Sentimentalität, die im 18. Jahrhundert, als Matthisson seine Gedichte und Miller seine Romane schrieb, die empfindsamen und weichgeschaffenen Seelen beherrschte, ist ungesund und unchristlich zugleich. Aber ebenso

ungesund und unchristlich ist es, mit seinen Toten gar keine Beziehungen mehr zu haben. Bei Bauersleuten kann man es oft hören, daß sie von dem Vater-selig oder der Mutter-selig reden; der von seiner Heimat losgelöste Arbeiter tut das selten.

Damit habe ich schon berührt, daß die Menschen, welche die Industriegemeinden bevölkern, in verschwindend wenigen Fällen noch Heimatgefühl haben. Oft gehen und kommen sie hier wie die Wasserfluten im großen Ozean. Es fällt ihnen sehr leicht, die Zelte abzubrechen und an einem anderen Orte wieder aufzuschlagen, weil nichts da ist, das sie fest an irgend einen Ort bindet. Das Schwinden des Heimatgefühles ist ein Charakteristikum unserer Zeit. Früher, ehe die Verkehrsmittel zu der heutigen Vollkommenheit gekommen waren, war jeder deutsche Stamm von den anderen ziemlich abgeschlossen, jeder wies eine besondere Art auf. Auch die deutschen Städte hatten alle ihr bestimmtes Gepräge. Das hat heute aufgehört. In Bauerndörfern und in kleineren Städten, die abseits vom großen Verkehrsstrome liegen, mag das bis auf den heutigen Tag so geblieben sein; aber unsere großen Städte gleichen heute einander wie ein Ei dem andern. Überall dieselbe Anlage der Bahnhöfe, dieselbe Einrichtung in den Hotels, dieselbe Form der elektrischen Wagen, dieselbe Bauart, überall begrüßt uns das traute Firmenschild „Leonhard Tietz“. Das eigenartig ausgeprägte, nach Himmelsstrich und Stamm verschiedene Städteleben der alten Zeit ist dahin. Es ist nicht nur der Arbeiter, der unter dieser Heimatlosigkeit zu leiden hat, der Ingenieur, der Techniker, der Kaufmann, der Staats-

und Kommunalbeamte, der Offizier ist gleichfalls in den Strom der modernen Völkerwanderung eingemündet. Gerade der Staat liebt es, seine Beamten von einer Provinz in die andere, von einer Ecke des Reichs in die entgegengesetzte zu versetzen, von Saarbrücken nach Allenstein, von Hadersleben nach Breslau. Im Interesse des Dienstes mag das gut sein; von einem höheren Standpunkt angesehen ist es eine unendlich kurzsichtige Maßregel, wenn man die Beamten nirgendswo heimisch werden läßt, sie zu bloßen Arbeitsmaschinen stempelt. Der Segen liegt doch nicht allein in der exakten Ausführung des vorgeschriebenen Reglements. Briefmarken kann man ja schließlich verkaufen und Güterzüge zusammenstellen, ohne festen Fuß in der Bevölkerung, der man dienen soll, gefaßt zu haben; aber es gibt doch sonst tausenderlei Funktionen der Staats- und Kommunalbeamten, wobei Bekanntschaft mit Land und Leuten, mit Landesart und Landessitte gewinnbringend ist. Der moderne Beamte ist oft heimatlos, infolgedessen hat er kein Interesse an dem Wohl und Wehe desjenigen Volksteiles, für den er arbeiten soll, er wird zum Streber, der nur nach oben blickt und keine Freude daran hat, anderen durch nutzbringende Arbeit behilflich zu sein. Es ist keine Rückständigkeit, wenn man in neu erworbenen Territorien die Beamten, die aus den alten Landesteilen kommen, mißtrauisch ansieht, sondern ein Stück gesunden Urteils und berechtigter Selbstsucht. Andererseits ist es durchaus kein Zeichen weitschauender Politik, wenn Städte ihre Beamten am liebsten aus weiter Ferne herbeiholen. Dadurch schaden sie sich selbst und ziehen das Strebertum groß. Der Beamte meint schließlich, Staat

und Städte seien nur dazu da, damit er Karriere machen kann. Er vergißt, daß er selbst unter dem ruhelosen Hin- und Herziehen und unter der Heimatlosigkeit am meisten Schaden nimmt. In Selbstbiographien hervorragender deutscher Männer finden wir oft eindrucksvolle Bilder, die die Verfasser von ihrer Heimat gezeichnet haben. Unvergleichlich ist in dieser Hinsicht, was Jung-Stilling über seinen Geburtsort und seine Jugend geschrieben hat. Eindrücke ähnlicher Art kann das Kind des modernen Beamten nie bekommen, wenn der Vater vielleicht alle drei Jahre den Wohnsitz gewechselt hat, bis die Mutter das Ziel ihrer Sehnsucht, die Großstadt, erreichte.

Nun denke man sich eine Gemeinde, die fast in ihrer Gesamtheit aus Menschen besteht, die vor kurzem erst zugezogen sind und kein Heimatgefühl haben. Es ist klar, sowohl, daß der einzelne Mensch hier nicht die rechte Beachtung findet, als auch, daß von Gemeinschaftsbewußtsein keine Rede sein kann. Die Menschen, die eine solche Gemeinde bevölkern, haben keine gemeinsame Vergangenheit, und die Gemeinden selbst haben keine Geschichte. Der Unterschied zwischen Stadt und Land ist hierin nicht größer als der zwischen einer Bauerngemeinde und einem Fabrikdorfe. In dem Bauerndorfe kennt jeder den andern, die meisten sind untereinander verwandt, jeder kennt die Vergangenheit des andern, sogar die Geschichte seiner Vorfahren. Jeder weiß, wie der andere pekuniär steht; in Rheinhessen drückt man das mit dem drastischen Worte aus: „er weiß, wieviel Ellen Därme der andere im Leibe hat." Es ist ganz erstaunlich, wieviel namentlich ältere Leute in abseits

liegenden Bauerngemeinden aus mündlicher Tradition noch von dem Leben ihres Dorfes in vergangenen Jahrhunderten wissen und wie sie innerlich zu diesem Leben noch in Beziehung stehen. Der Bauer ist keineswegs so geschichtslos, wie er von manchen geschildert wird. Gewiß für die Art, in der heute die Geschichtswissenschaft betrieben wird, die Akten ausschreibt und in so lebendiger Form wiedergibt, wie Ellendt-Seyffert die Regeln der lateinischen Grammatik, für diese Art, die einfach Staub zu Staub fügt, hat der einfache Mann kein Interesse; aber, wo ihm in der Geschichte lebendig pulsierendes Leben entgegentritt, da erfaßt er dies mit starkem Interesse. Vom Großvater erbt die Tradition weiter auf den Enkel und hält so die lebende Generation immer im Kontakte mit der Geschichte der Vorfahren. Ein älterer Mann aus meinem Geburtsorte wußte mir vor kurzem noch den Namen eines Pfarrers anzugeben, der in früherer Zeit – der Gewährsmann wußte nicht wann – im Dorfe gewirkt hatte. Ich suchte in den alten Kirchenbüchern nach und fand, daß dieser Pfarrer 1697 aus Winterthur nach dem kurpfälzischen Dorfe gekommen war. Derselbe Mann wußte, daß sich einst in alter Zeit ein Kandidat der Theologie auf einem Baume in der „Otterzunge" – so lautet dort ein Flurname – erschossen habe. Ich suchte im Sterberegister nach und fand den Eintrag: „Am Mittwoch vor Misericordias Domini 1722 stieg Herr candidatus theologiae Johann Buch, Herrn Johann Leonhard Buchii, Pfarrers zu Oberndorf, ehelicher Sohn in der Otterzung auf einen Baum, um ein Häslein zu erlauern und ward drei Tag darnach tot auf dem Baume aufgefunden." Von diesen

Notizen in den Kirchenbüchern hatte der Erzähler keine Ahnung, er hatte die Tatsachen, die er aus der Geschichte des Dorfes wußte, als Kind von seinem Großonkel gehört. Dieser Kontakt mit der Vergangenheit, diese gemeinsame Vorgeschichte belebt in ganz ungemeiner Weise das Gemeinschaftsgefühl. Wenn die Leute in einem solchen Dorfe schon 70 Jahre und darüber alt sind, so wissen sie doch noch die aufzuzählen, die einst mit ihnen konfirmiert worden sind. „Ich bin mit dem und dem zum Nachtmahl gegangen", das kann man in Rheinhessen oft von älteren Leuten hören. Mit zwei alten Männern aus meiner Heimat sprach ich einmal über die Leute, die in den letzten 50 Jahren aus dem Dorfe nach Amerika ausgewandert waren. Da machten sich die beiden Alten daran, diese aufzuzählen. Bis in die 40er Jahre reichte ihre Erinnerung zurück. Sie gingen im Geiste von Haus zu Haus, wobei sie inzwischen niedergelegte Häuser nicht vergaßen, und zählten auf, wer aus jedem Hause in der neuen Welt sein Glück gesucht habe. Sie brachten ungefähr 150 Personen zusammen, und ich glaube nicht, daß eine dabei vergessen war. Diese an sich unbedeutende Sache beleuchtet taghell den Unterschied zwischen einer Gemeinde nach altem und einer Gemeinde nach modernem Zuschnitte. Man versuche etwas Ähnliches in einem Fabrikdorfe. Wer weiß da noch, was für Leute auch nur vor 5 Jahren in den Mietwohnungen gehaust haben. Wenn einer 10 Jahre lang weg ist, ist er so gut wie verschollen. Niemand kennt ihn mehr. Wie wenig ist er hier! Im Dorfe erzählt man an den Winterabenden von Leuten, die vor 80 Jahren gelebt

haben. Hier ist jeder eine beachtete Persönlichkeit mit ganz ausgeprägten Zügen. Im Jahre 1858 wanderte aus einem rheinhessischen Bauerndorfe ein achtzehnjähriger junger Mann nach Amerika aus. Er hatte damals einen sehr harmlosen Spitznamen. 1902 kehrte er, die Muttersprache sehr schlecht handhabend und mit Amerikanismen vermischend, zum erstenmal wieder in die Heimat zurück. Sofort wurde er wieder mit seinem Spitznamen genannt. Fünfzig Jahre sind in der Geschichte eines Bauerndorfes wie drei Monate in der Geschichte der Industriegemeinde. In dieser ist der einzelne Mann so wenig geachtet, daß er nicht einmal einen Spitznamen besitzt. Höchstens in seiner Fabrik titulieren ihn die Kollegen mit allerhand Vornamen, nennen ihn „Rotkopf" nach der Haarfarbe, „Nassauer Karl" nach der Heimat, „Lappländer", weil die Arbeitshose aus unzähligen Lappen besteht, aber das geschieht nur, weil man den wahren Namen des Mannes nicht weiß oder nicht behalten kann. Außerhalb der Fabrik kennt man ihn überhaupt nicht. Im Bauerndorfe zählt jeder mit, er ist, und wenn er auch der größte Lump ist, eine Individualität, die man kennt und beachtet. Man weiß alles von ihm, Gutes und Schlechtes. In der Industriegegend fängt der Zugezogene gewissermaßen von neuem an zu leben; denn das Alte ist hier völlig vergangen. Niemand kennt sein Vorleben. Leute, die mehrjährige Zuchthausstrafen hinter sich haben, werden für untadelhafte Ehrenmänner gehalten. Andererseits entsteht da, wo ein Rest alteingesessener Bevölkerung vorhanden ist, ein starker Gegensatz zwischen dieser und den Zugezogenen. Die Einheimischen sondern sich von den

Fremden streng ab, sehen scheel auf diese herab, halten sich für Halbgötter im Vergleich mit den Eindringlingen und empfinden es als bitteren Schmerz, wenn diese ihnen in der Gemeindeverwaltung über den Kopf wachsen. Ein biederer Ackerbürger in einem vordem ganz katholischen Dorfe war einmal sehr aufgebracht darüber, daß in seine Heimatgemeinde so viele Fremde – vor allem Evangelische – zugezogen waren und sagte: „Wenn wir das vorher gewußt hätten, daß wir so viele fremde Leute in das Dorf bekommen würden, so hätten wir die Straßen mit Brettern zugemacht." Darauf entgegnete ihm einer von den fremden Eindringlingen schlagfertig: „Dann wären wir einfach über die Bretterwand geklettert." Werden die Steuern erhöht, so heißt es: „Das geschieht alles nur wegen der fremden Leute." Schließlich kann man es den Alteingesessenen gar nicht übelnehmen, wenn sie ärgerlich darüber sind, daß das moderne Leben die Ruhe ihrer Dorfgemeinde stört und daß die Industrie, nicht immer Segen stiftend, an ihre Pforten pocht.

Daß der Industriearbeiter an dem Orte, wo er Arbeit gefunden hat, nicht recht heimisch werden kann, hängt außerdem an einem Umstande, der seither noch nicht erwähnt worden ist. Es handelt sich hier um das Heim, um die Wohnung. Das Charakteristische wird uns auch hier an dem Unterschiede von früher und jetzt in die Augen fallen. Der Vater und Großvater des Industriearbeiters von heute hatte in seinem Dorfe fast immer ein eigenes Haus. Und wenn dieses auch nur eine Stube und Küche hatte, wenn es auch so klein war, daß man, wie die Rheinhessen sich drastisch ausdrücken, von der Straße her durch den

Schornstein herunterlangen und so von innen die Haustür aufklinken konnte, es war doch sein Haus, „sein Gebiet", wie der Mann mit einem gewissen Stolze sagte. Hinter dem Hause lagen noch Stall und Scheune, Hof und Garten. Dort pflanzte die Hausfrau Tulpen und Nelken. Oft stand vor dem Hause eine Bank. Dort saß der Hausvater abends und an Sonntagnachmittagen mit seinen Nachbarn und rauchte seine Pfeife. In den Industriegemeinden und vollends in der Stadt wohnen die Leute in Miete. Zwei Stuben und eine Küche jährlich für 220 M. Oft müssen sie 4 Treppen hoch steigen, um zu ihrem Heim zu kommen. Wie übel sind da die Kinder daran. Auf dem Dorfe stehen ihnen sämtliche Straßen und freien Plätze zur Verfügung, die ganze Gemarkung, so weit sie betreten werden darf, gehört ihnen. Sie kennen den anliegenden Wald ganz genau und tummeln sich Sonntags in ihm herum. In der Industriegemeinde und erst recht in der Stadt ist für die Kinder kein Platz. Heinrich Seidel sagt in einer seiner Novellen, daß die Kinder des Bahnwärters, der einsam am Rande des Tannenwaldes wohnt, Könige seien, im Vergleich mit den Kindern der Großstadt. Unsere Zeit ist so sehr stolz auf ihre Kultur; in Zeitungsartikeln rühmt man gern, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Ich glaube, die Kulturhistoriker werden in späteren Jahrhunderten anders über die Epoche, in der wir leben, urteilen. Sie werden unsere Zeit und ihre Kultur anklagen, daß sie das Automobil erfunden haben, das unschuldige Menschen auf der Straße tot fährt, und die Mietskaserne, die Hunderttausende von Menschen festhält wie ein Gefängnis, sie von Luft und Licht absperrt und

ihnen die Bewegung nimmt. Wie kann ein Mensch recht fröhlich werden, wie kann sein Familienleben gedeihen, wenn er kaum einmal mit sich allein sein kann, wenn über ihm, unter ihm und neben ihm andere fortwährend rumoren. Es ist klar, daß auch das religiöse Leben unter solchen Wohnungsverhältnissen leiden muß; denn es bedarf vor allem der Stille, wenn auch nur für gewisse Stunden, der Stille, die die Mietskaserne nicht hat. In schmutzigen Häusern gedeiht auch eine schmutzige Gesinnung. Früher hatte man diese Bauten, die Dutzende von Familien beherbergen, nur in der Stadt, jetzt baut man sie auch in den Vororten und in allen Dörfern, wo die Industrie heimisch geworden ist; denn, da Grund und Boden hier immer teuerer werden, so muß man eben „in die Höhe" bauen. Die Wohnung selber gibt dem Menschen hier nicht das, das er anderwärts an ihr hat; auch ihre Einrichtung gibt dem Gemüte keine Befriedigung. Es fehlt der Urväter Hausrat, es fehlen die alten, gemalten, mit Namen und Jahreszahl versehenen Truhen, es fehlt die vom Großvater herstammende Wanduhr, es fehlen die schweren eichenen Tische. Man hat das Mobiliar aus irgend einem Abzahlungsgeschäfte gekauft. Als Zimmerschmuck prangt in manch einer Arbeiterwohnung ein Bowlenservice!

Soll man sich unter solchen Umständen wundern, daß der Industriearbeiter, verglichen mit dem Bauer und dem in ländlicher Gegend wohnenden Arbeiter, ganz ungeheuer vergnügungssüchtig ist? Vergnügunssüchtig sind die Leute in der Industriegegend, das steht fest, aber man darf sie deshalb nicht schelten; ich finde: ihre Vergnügungssucht ist nichts als die

natürliche Folge davon, daß sie sonst im Hause, in der Arbeit, in den Beziehungen zu den Menschen so wenig Befriedigung finden. Etwas muß der Mensch haben, an dem er seine Freude hat. Nun sind die allermeisten nicht so beschaffen, das sie ihre Freude am Edlen suchen. Das Fade, Unedle zieht bei weitem mehr an. Es ist gar nicht zu verkennen, daß das Bildungsbedürfnis bei den allermeisten Arbeitern äußerst gering ist. Es gibt strebsame Leute auch unter ihnen, speziell unter denen, die der Sozialdemokratie angehören; aber wer dem Arbeiter mehr Bildungsstreben zutraut als irgend einer anderen Bevölkerungsgruppe, der kennt ihn nicht oder kennt ihn höchstens aus Büchern und Zeitschriften. Nach meiner persönlichen Erfahrung hat der Bauer weit mehr Neigung, einen Vortrag anzuhören, als der Arbeiter. Überhaupt kann nicht verkannt werden, daß das Bildungsstreben in den Schichten unseres Volkes, die nur die Volksschule besucht haben, heute weit geringer ist als vor 30 und 40 Jahren. Schließlich ist es dem Manne der die ganze Woche in schwerer, eintöniger Arbeit steht, nicht zu verdenken, wenn er in seiner freien Zeit sich eben gehen läßt und sich geistig nicht mehr anstrengen will. Die vornehmen Leute beschäftigen sich auch nicht in ihren Mußestunden mit Sprachstudien und Literaturgeschichte, sondern spielen Tennis und reden fades Zeug. Die Betätigung der letzteren Art gilt ja als hochfein.

Leider kennt der Arbeiter, von Ausnahmen natürlich abgesehen, als Erholungsstätte nur das Wirtshaus. Es gibt in der Industriegemeinde viele schon aus Sparsamkeit sehr mäßige Leute, aber im großen und ganzen

Digitized by Google

ist hier der Wirtshausbesuch doch viel stärker als anderwärts. Das beweist schon die große Zahl der Wirtshäuser. Sie schießen wie Pilze aus der Erde; es wird kein größeres Haus gebaut, ohne daß im Erdgeschoß Gastzimmer eingerichtet werden. Die hohe Konzessionssteuer hindert daran nicht. Die Schuld an dieser Vermehrung der Wirtshäuser tragen lediglich die großen Brauereien, sie richten irgend einem Arbeiter einen oder zwei Gasträume ein und setzen ihn als Zäpfer, d. h. als willenlosen Sklaven des Großkapitals hinein. Nun soll der Mann um jeden Preis möglichst viele Hektoliter los werden. Es wird ihm geringwertiges Bier geliefert. Wozu auch gutes? Die Arbeiter können das schlechte Zeug trinken. Ein Zäpfer sagte mir einst, daß er sich bei der Brauerei über schlechte Ware beklagt habe. Da wurde ihm von dem Brauereibesitzer gesagt: „Sie als junger Anfänger dürfen sich nicht beklagen, Sie müssen sehen, wie Sie das Bier unterbringen". Von derselben Qualität ist auch der „Wein", der in den Wirtshäusern der Fabrikdörfer verzapft wird. Die Räumlichkeiten und ihre Einrichtung entsprechen den Getränken.

Neben das Wirtshaus tritt hier das Vereinsleben. Der Assoziationstrieb unserer Zeit macht sich besonders in der Industriegegend geltend. Die meisten Männer sind in 2, 3 oder 4 Vergnügungsvereinen. Da gibt es außer den Vergnügungen viele Sitzungen und Beratungen. Es werden Ämter vergeben, die sehr begehrt sind und der Eitelkeit schmeicheln. Vielen Leuten gewährt es ein erhebendes Bewußtsein, in einem Verein zweiter Schriftführer oder zweiter Kontrolleur zu sein. Über die Generalversammlungen wird

eingehender Bericht in der Lokalpresse erstattet. Ich habe oft die Freude gehabt, in der Zeitung zu lesen, daß der eine oder der andere meiner Konfirmanden, der nicht imstande war, die drei Glaubensartikel ohne Anstoß herzusagen, sich hinterher in so erfreulicher Weise entwickelt hat, daß ihn der Verein „Freie Radler" zum Schriftwart oder der Verein „Liederkranz" zum Kassenwart machen konnte. Viele Leute werden durch die Vereine ganz ihrer Familie entfremdet. Als ein Mann aus einer meiner Gemeinden tobsüchtig wurde, lautete das allgemeine Urteil: „Die vielen Vereine, in denen er Ämter hatte, haben ihn verrückt gemacht."

Ihren Höhepunkt erreicht das Vereinsleben in den Vereinsfestlichkeiten. Der Arbeiter ist, wenn man ihn, was seine gesellige Unterhaltung betrifft mit dem Bauer vergleicht, entschieden ein Weltmann. Er hat es los, Feste zu arrangieren. Er veranstaltet Abendunterhaltungen oder Verlosungen mit Ball, musikalische Frühschoppen, Kommerse, Ausflüge, bei denen ja die Musik nicht fehlen darf, Umzüge, und am dritten Tage seiner Sänger-, Turner- und Radfahrerfeste „Volksfeste". In einer größeren Industriegemeinde ist jeden Sonntag im Sommer etwas „los", und die gelben Plakate, die das Vergnügen anzeigen, kommen von den Mauern nicht herunter. Sehr beliebt sind im Winter die Abendunterhaltungen, wobei alle Vereinsmitglieder, die musikalisch und dramatisch begabt sind, ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen. Solche, die über eine gute Stimme verfügen, treten als Solisten auf, und wehe dem Vereinsvorstande, wenn er derartigen Kräften nicht die ihnen gebührenden Rollen zuweist. Gerade der Arbeiter tritt gern bei solchen

Veranstaltungen hervor. Ein Mann, der $3^1/_2$ Jahre Gefängnis wegen Diebstahls verbüßt hatte und von mir in einer Fabrik untergebracht worden war, trat schon ein Vierteljahr nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt in einem Vereine, vor einem riesengroßen Auditorium als Solist hervor, festlich gekleidet im schwarzen Rock und weißer Weste und erntete rauschenden Beifall. Außer mir und der Fabrikleitung kannte niemand sein Vorleben. Vor 2 Uhr des Nachts enden solche Veranstaltungen selten. Je alberner und geistloser die Possen, Lustspiele und Kouplets dabei sind, um so mehr Anklang finden sie. Auch die Mitglieder evangelisch-kirchlicher Vereine lieben derartigen Kunstgenuß. Es ist mir einst gar nicht so leicht geworden, zu verhindern, daß ein kirchlicher Verein eine parodistische Oper „Lohengrün" aufführte, wobei sämtliche Mitglieder, Männer und Frauen, kostümiert auftreten sollten. Die Leute wollten im Chor singen: „Jetzt ist der Schwanenritter da. Vallerallerie juchhe!" usw. und hielten das jämmerliche, blödsinnige Machwerk für äußerst komisch. Über die Art, wie unser Volk sich unterhält, kann man sich einstweilen noch sehr wenig freuen.

Wenn der Einzelne in Gemeinden, wie wir sie hier im Auge haben, kein Heimatgefühl hat, so geht den Gemeinden in ihrer Gesamtheit völlig die gemeinsame Sitte ab. Das hängt daran, daß solche Gemeinden keine gemeinsame Geschichte, keine gemeinsame Vergangenheit haben. Sie sind in den letzten Jahrzehnten erst entstanden oder aus kleinen Dorfgemeinden zu großen Kommunen geworden, sie erinnern uns an die nordamerikanischen Städte, die vor

50 Jahren nichts als kleine Ansiedlungen einiger Farmer und Händler waren. Sie sind völlig geschichtslose Gebilde. Das gilt von den mächtig angewachsenen Vororten der großen Städte, von den Fabrikdörfern, die sich aus kleinen Niederlassungen entwickelt haben und heute mehrere Tausende Einwohner in sich schließen, ferner auch von den einzelnen Kirchengemeinden, die sich infolge der industriellen Ausdehnung dort gebildet haben, wo früher ihr Bekenntnis nicht vertreten war, also in der Diaspora. Meine Gemeinden beispielsweise gehören zu dieser Gruppe. Sie haben sich erst um die Mitte der achtziger Jahre gebildet. Ihre Chroniken, ihre Geburts-, Trau- und Sterberegister erstrecken sich auf einen Zeitraum von nur 20 Jahren, während anderwärts die Urkunden bis zum dreißigjährigen Kriege zurückgehen. Auf den Friedhöfen und auf den Plätzen vor den Kirchen der Industriegemeinden sieht man keine alten Grabsteine. Hier sind die Menschen ganz losgelöst von der Vergangenheit, sie sind völlig „moderne" Menschen. Deshalb haben sie nicht eine Spur von örtlicher Sitte, woran Gemeinden der alten Art überreich sind. Da, wo der Bevölkerungsstrom sich nach einer alten Gemeinde ergossen hat, vermag sich die Lokalsitte unter dem Ansturm des Neuen und Fremden nicht mehr zu halten. Wie der Flugsand das mühsam angebaute Land überdeckt, so werden hier die lokalen Züge, die angestammten Eigentümlichkeiten durch den Kosmopolitismus verwischt. Ein katholischer Geistlicher, der in einer uralten, früher rein katholischen Gemeinde amtierte, klagte mir einmal darüber, daß er von Jahr zu Jahr mehr beobachte, wie die lokalen kirchlichen Sitten und Gebräuche in-

folge des ununterbrochenen Zuzuges Fremder immer mehr dahinschwänden. Das ist ein Prozeß, der nicht aufzuhalten ist und sich mit der stillen, unheimlichen Vehemenz einer Naturgewalt vollzieht. So gibt es in der Industriegemeinde weder eine lokale noch eine kirchliche Sitte. Woher sollte diese auch kommen, da fast ein jeder Einwohner aus einer anderen Gegend stammt und in seiner Jugend andere Eindrücke gehabt hat als sein Nachbar. Nichts ist da, das den Menschen mit der Vergangenheit im Kontakt hält, keine Sitte, die ihn an das Gute festbindet. Das moderne, breit dahinflutende Leben hat ihm alles aus seiner und seiner Vorfahren Vergangenheit verwischt, alles mit sich fortgerissen, wie ein Strom zur Frühlingszeit, wenn das Eis gebrochen ist und das Schneewasser sich von den Bergen ergießt, alles wegreißt, was sich ihm entgegenstellt. In seinem Heimatdorfe ist der Mensch mit tausend Fäden an das kirchliche Leben festgebunden. Drews sagt in seinem in der Einleitung erwähnten Buche von einer erzgebirgischen Gemeinde, daß ihre Frömmigkeit im wesentlichen auf Sitte beruhe. In alten Gemeinden bestimmt die kirchliche Sitte, wann und wie oft im Jahre die Alten und die Jungen zum heiligen Abendmahle gehen, wie man sich dabei verneigt, wie es bei Festgottesdiensten gehalten wird. Ich war vor zwölf Jahren in einer evangelischen Gemeinde tätig, die aus der Vergangenheit sich eine ganze Reihe lokal-kirchlicher Sitten gerettet hatte. Das reformierte Gepräge — die Gemeinde war früher kurpfälzisch und wurde von Heidelberg aus reformiert — trat darin zutage, daß ein Kirchenvorsteher, angetan mit dem langen, über die Schultern hängenden schwarzen

Digitized by Google

Mantel, dem Geistlichen bei jedem Gange zu einem Krankenabendmahle begleitete und die heiligen Gefäße trug, wie auch, wenn in der Kirche das Abendmahl gefeiert wurde, Brot und Wein von den Kirchenvorstehern in die Kirche getragen wurden. Es gab viele Leute, die sich noch nach alter Sitte verneigten, wenn in der Predigt der Name Jesus genannt wurde. Die Sitte bestimmte sogar, in welchem Momente die Frauen bei Begräbnissen mit dem Heulen einsetzen durften. In solchen Gemeinden hält die kirchliche Sitte auch den, der von Natur aus gar nicht kirchlich ist, fest am kirchlichen Leben. Auf Schritt und Tritt geht der Mensch an der Kirche vorüber, in der er getauft, konfirmiert und getraut worden ist. Der Kirchturm, den er froh begrüßt hat, wenn er einmal längere Zeit — etwa während seines Militärdienstes — von der Heimat weg war, ragt ihm überall entgegen. Die Turmglocke, die er seit frühester Jugend gehört hat, kündigt ihm die Stunden an, wenn er auf dem Felde arbeitet. Täglich vielleicht sieht er den Friedhof, auf dem seine Vorfahren schlafen; wenn er abends vom Felde nach Hause geht, schaut er wohl über die Mauer hin nach ihren Gräbern. Das fällt alles in der Stadt und in der Fabrikgegend weg. Es war mir selbst bei einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande merkwürdig, als ich am Oktoberabend von einem Berg herab den Klang der Abendglocke hörte. Wer hört etwas davon in dem Industrieorte? Auch wenn sie geläutet wird, wird ihr Schall übertönt von dem Schrillen der Dampfpfeifen, dem Poltern der Karren und dem Gewirr der menschlichen Stimmen, das von den Straßen, Arbeitsplätzen und Wirtshäusern herkommt.

Digitized by Google

Die seitherigen Schilderungen haben uns den Untergrund geliefert, auf dem sich ein Bild des religiösen und sittlichen Empfindens des Industriearbeiters auftragen läßt und von dem uns diese Schilderung erst verständlich sein wird. Ich bin nicht der erste, der hierüber schreibt. D. M. Rade in seiner Schrift „Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter" Göttingen 1898, und Traugott Kühn in den „Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt" Göttingen 1902 und 1904, haben über diesen Gegenstand bereits ihre Beobachtungen niedergelegt. Es ist nicht meine Absicht, das, was diese beiden Autoren geschrieben haben, hier zusammenzufassen; jeder Pfarrer, der in einer Industriegemeinde zu arbeiten hat, wird ja die genannten Schriften nicht ungelesen lassen. Ich glaube meinen Lesern vielmehr dadurch einen Dienst zu tun, daß ich hier meine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen wiedergebe; denn für die pfarramtliche Praxis sind Schilderungen der tatsächlichen Verhältnisse nötiger als prinzipielle Auseinandersetzungen, Volkskunde nötiger als theoretische Erwägungen. Die Industriegemeinde ist übrigens ein sehr vielgestaltiges Gebilde, sie sieht in Westfalen anders aus als in Süddeutschland, in der Umgebung von Berlin anders als im Saarrevier. Gewisse Grundzüge allerdings werden sich für alle Gemeinden dieser Art feststellen lassen.

Fassen wir das religiöse Leben, wie es in Gemeinden dieser Art zu finden ist, in das Auge, so fällt uns von vornherein auf, daß von Einheitlichkeit hier nicht im geringsten die Rede sein kann. Eine Gemeinde im Vogelsberg oder in dem pfälzischen Wein-

Digitized by Google

lande mag in allen ihren Gliedern dieselbe Ausprägung des religiösen Lebens erkennen lassen, die Industriegemeinde ist ein sehr vielgestaltiges Gebilde. Schon deshalb, weil sie sich aus Leuten, die in verschiedenen Landesteilen geboren sind, zusammensetzt. Nach Erziehung, Herkunft und Bildung sind diese Leute gleichfalls sehr verschieden, sie haben auch, was sehr in das Gewicht fällt, ganz verschiedenartige Lebensschicksale hinter sich. Die Alteingesessenen denken von den Zugezogenen oft recht gering; sie sagen: wenn sie etwas wert wären, so wären sie in ihrer Heimat geblieben. An meinem Wohnorte nennen sie uns Zugezogene unhöflicher Weise gern „das fremde Zores". Dieses wohl aus dem Hebräischen stammende und in dem Sprachengemengsel unserer Landjuden oft vorkommende Wort bedeutet etwas Despektierliches, etwa so viel wie Gesindel. Es mag ja auch richtig sein, daß es nicht immer die Besten sind, die in die Industriegemeinden zuziehen. In die Städte und deren Nähe, wo es immer Arbeit gibt, kommen solche, die sich in dem Dorfe nicht mehr halten können: verkrachte Handwerksmeister, bankerotte Bauern, die sich schämen, in der Heimat Taglöhner zu werden, ungeratene Söhne und Töchter oder solche, die mit den Eltern Streit gehabt haben, Männer, die aus einer Strafanstalt entlassen sind, überhaupt solche, die nicht gern an ihre Vergangenheit erinnert sein wollen, Herabgekommene und Entgleiste jeder Art. Ungeratene Söhne aus guten Familien landen oft, nachdem ihr Lebensschifflein gehörig im Sturme hin- und hergefahren ist, in irgend einer Fabrik. Oft ist der Bruch mit den Ihrigen so groß, daß eine Aussöhnung nicht mehr zustande kommt.

Digitized by Google

Ich kannte einen Arbeiter, der als Landstreicher nach einer Industriegemeinde gekommen war. Er stammte aus guter Familie, der Vater war Staatsbeamter, der eine Bruder Jurist. Der Sohn hatte der Familie vielen Kummer gemacht. Als Arbeiter hielt er sich einigermaßen in Zucht, verheiratete sich, erkrankte aber nach einigen Jahren an der Lungenschwindsucht. In der Zeit, da ich ihn besuchte, lernte ich aus Briefen und Mitteilungen seine Lebensgeschichte und seine Familienverhältnisse kennen. Die Familie nahm sich seiner an, mied aber die persönliche Berührung mit ihm. Erst als er im Sarge lag, kam einer seiner Brüder. Derartige Fälle kommen oft vor. Solche von ihrer Familie Ausgestoßenen bleiben oft auch dann vergessen, wenn sie in langwieriger Krankheit dem Tode entgegensiechen. Auf Briefe kommt keine Antwort, auch wenn der Arzt oder Pfarrer schreibt. Und kommt Antwort, so fällt sie frech und grob aus. Ich schrieb einmal an die in der Provinz Sachsen wohnenden Angehörigen eines an Gehirnerweichung schwer leidenden Mannes und bat, die Familie möchte sich ihres Gliedes doch etwas annehmen. Prompt kam die Antwort, es sei eine Anmaßung von mir, mich in die Verhältnisse der Familie einzumischen. So starb der unglückliche Mann, der seine Gedanken nicht mehr zusammenhalten konnte, allein und wurde auch begraben, ohne daß die Familie davon Notiz nahm.

Aber vergessen wir nicht, daß neben schlechten und unlauteren auch sehr gute Elemente in die Industriegemeinden kommen. Tüchtige junge Leute kommen als Handwerksgesellen und bleiben, wenn sie dauernde und lohnende Arbeit gefunden haben, haften. Streb-

same Geschäftsleute siedeln sich an, weil sie in den rasch wachsenden Gemeinden ein gutes Absatzgebiet für ihre Waren finden. Fleißige Männer, die seither als Knechte in der Landwirtschaft tätig waren, suchen sich, sobald sie sich verheiraten, Arbeit in der Fabrik. Da Leute aus allen möglichen Provinzen zuziehen, so kommen auch viele, die eine gute religiöse Grundlage mitbringen. Leute von altererbter Frömmigkeit und kirchlicher Gesinnung verstärken solche Gemeinden auch innerlich. Soweit meine Erfahrung reicht, kommen namentlich aus Nassau, Württemberg, aus dem Hunsrück und dem Nahetale gediegene Menschen nach den südwestdeutschen Industriebezirken. In einer Landgemeinde kann ein Geistlicher fünfzig Jahre arbeiten und wird stets dieselben Anschauungen, Stimmungen und Neigungen bei seinen Gemeindegliedern finden; in der Industriegemeinde hat der Pfarrer ein stets wechselndes Bild vor sich. Alle möglichen Typen treten vor ihn hin. Er hat die Freude, in vielen Zugezogenen immer wieder andere Ausprägungen frommen, christlichen Lebens zu finden. Immer neue Zuhörer sammeln sich unter seiner Kanzel. Junge Männer und junge Frauen aus Gegenden, die ein besonders entwickeltes kirchliches Leben aufweisen, Leute, die in der Heimat einer Gemeinschaft angehört haben, sitzen neben solchen, die nur an den hohen Festtagen zur Kirche kommen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Zuziehenden, namentlich diejenigen unter ihnen, die aus Dörfern kommen, der religiösen Grundlage nicht entbehren und auch kirchliches Interesse haben. Aber nun ist leider darauf hinzuweisen, daß die Industriegemeinde im stärksten Maße die Tendenz hat,

ihre Glieder dem religiösen und kirchlichen Leben zu entfremden. Das geschieht nicht oder nur zum kleinen Teil so, daß bewußt an dieser Entfremdung gearbeitet wird. Vielmehr vollzieht sich dieser Prozeß mit der Notwendigkeit eines Naturvorganges. Es gibt Pflanzen, die sich unter verschiedenen Himmelsstrichen ganz verschieden entwickeln. So entwickelt sich auch des Menschen Stellung zur Religion unter verschiedenen äußeren Umständen in ganz verschiedener Art. Von der Industriegemeinde ist zu sagen, daß ihre ganze Art, die geistige Atmosphäre, die in ihr herrscht, so ist, daß sie religiöses, gottseliges Leben zerstört.

Die Religion ist vorzugsweise Sache des Gemüts. Neben dem abwägenden, distinguierenden, zergliedernden, Folgerungen ziehenden Verstande steht das aufbauende, gestaltende, neue Werte schaffende Gemüt als gleichwertige Geisteskraft. Dem religiösen Leben schadet weniger der alles kritisierende Verstand als der Mangel an Kräften des Gemütes. Der Mangel an religiöser Besinnung in der Industriegemeinde beruht keineswegs auf theoretischen Zweifeln. Diese scheinen mir sehr selten vorzukommen. Wo jedoch das Gemütsleben verflacht und verödet, da erstickt das religiöse Leben. Nun ist es ein Charakteristikum der Industriegemeinde, daß sie dem Gemütsleben des Menschen keine neue Nahrung zuführt, dieses vielmehr in immer steigendem Maße auflöst und zerstört. Ich habe im obigen die Ursachen dieses unheilvollen Prozesses geschildert und wiederhole sie hier noch einmal mit wenigen Worten. Die oft eintönige, unbefriedigende Arbeit, die unerfreuliche Wohnung, der Mangel an Heimatgefühl und an Beziehung zu Familienangehörigen, das Ver-

gnügungsleben, das sind die Ursachen, die die Gemütskräfte ertöten. Hier haben wir einen öffentlichen Schaden, auf den nicht laut und deutlich genug aufmerksam gemacht werden kann. Durch das Aufgehen eines großen Teiles unseres Volkes in die industrielle Tätigkeit erleidet es in unseren Tagen eine Einbuße, die man nicht groß genug anschlagen kann. Das Beste, das unser Volk früher hatte, war sein Gemütsleben. Mit der Kraft seines reichen Gemütes erfaßte der Deutsche das Christentum. Das ist an keinem anderen so machtvoll und hinreißend in die Erscheinung getreten als an Martin Luther. Das deutsch-evangelische Kirchenlied, das deutsche Volkslied sind Beispiele deutscher Gemütskraft. Wer jedoch hält es für möglich, daß in der Zellstofffabrik zu Waldhof, in dem Kupferwerk zu Gustavsburg, in den Höchster Farbwerken, in einer Zement- oder Anilinfabrik Lieder erdacht werden vom Scheiden und Meiden, vom schwarzbraunen Mädchen, von der Amsel, die im Walde singt, von treuer Liebe über das Grab hinaus, von dem Jäger, der über die Heide reitet? Das ist schon deshalb nicht möglich, weil dem Fabrikarbeiter ganz die Naturanschauung und das Naturgefühl abgeht. Scheiden und Meiden greift bei ihm nicht mehr tief ein, weil er es so oft kennen gelernt hat. Wo die Esse raucht im Kohlenrevier, wo der Dampfhammer dröhnt, wo das Leder bearbeitet wird, kann man keine Töne finden, wie sie in den Volksliedern angeschlagen sind:

Dort droben an jener Linden,
Da liegt ein breiter Stein,
Darauf da steht geschrieben:
Du sollst keine andere lieben
Als nur wie mich allein.

oder:

Das Brünnlein rinnt und rauscht
Wohl dort am Holderstrauch,
Da wir gesessen
So manchen Glockenschlag,
Da Herz an Herzen lag,
Ich kann es nicht vergessen.

Unsere Arbeiter wissen wohl, wie ein Biergarten und ein festlich dekorierter Saal, aber nicht, wie eine Linde und wie ein Holderstrauch aussieht. Die Industriearbeit bleibt poesielos, wiewohl so hochbegabte Lyriker wie Richard Dehmel und Arno Holz sie dichterisch zu verklären gesucht haben.

Es ist ein unheilvoller Prozeß, in den so viele unserer Volksgenossen in der Gegenwart verstrickt sind. In der Auflösung der alten Lebensformen liegt ein unendlicher Schaden für den Gesamthabitus, das Gemütsleben, das religiöse Leben und das sittliche Empfinden der Menschen. Das Nationalvermögen an den Kräften des Gemütes erleidet in unseren Tagen eine Verringerung, die durch keinen noch so schwunghaften Exporthandel, durch keine noch so hoch gesteigerte industrielle Tätigkeit wieder gut gemacht werden kann. Riehl, der als Kenner des deutschen Volkslebens seinesgleichen nicht hat, hat einmal gesagt: Solange ein Volk noch viel Wald hat, fließt ihm immer wieder neue Kraft zu. Der Wald wird heute von den Forstbehörden eifrig gepflegt, aber die Sekundärbahnen dringen überall in die Waldgegenden ein und vernichten das frische ursprüngliche Leben, an dem andere hätten genesen können. Die Waldmenschen verlassen zudem heute ihre Waldheimat, wo sie unter Eichbäumen, Rotwild und Singvögeln ihr Leben ver-

brachten, sie werden fernab vom Walde Trambahn-schaffner, Laternenanzünder, Briefträger, Industrie-arbeiter und wohnen in der Mietskaserne. Ihnen und ihren Kindern geht alles verloren, was aus der Zeit ihrer Vorfahren noch da war: nicht nur die alten Erinnerungen, Sagen, Gespenstergeschichten, sondern auch die fromm-kirchliche Gewöhnung, die gute, alte Sitte.

Leider kann man nun nicht sagen, daß die Abnahme an Kräften des Gemütes bei dem Gliede der modernen Industriegemeinde durch Zunahme an Kräften des geistigen Lebens ausgeglichen werde. In mancher Hinsicht scheint ja hier ein Fortschreiten bemerkbar zu sein. An Weltkenntnis, an politischer Einsicht übertreffen unsere Zeitgenossen ihre Vorfahren. Die zogen jahraus, jahrein die Pflugschar durch den Acker, gingen gemächlich und schwerfällig neben ihren Ochsengespannen einher, mähten im Juni ihr Gras, schnitten im August ihr Getreide, droschen im Winter das Korn und lagen abends auf der Ofenbank. Zeitungen lasen sie nicht, nur der Kalender hielt sie im Kontakt mit der übrigen Welt und bereitete ihnen, weil er ja die Zeitereignisse immer ein Jahr später als sie geschehen waren, mitteilte, weiter keine Aufregung. Ihre Söhne und Enkel sind, mit ihnen verglichen, gebildete Menschen. Sie besuchen Volksversammlungen, lesen Zeitungen, gründen und leiten Vereine. Der Bauer oder Taglöhner alten Schlages war alles, nur kein gewandter Sprecher. Dagegen seine Nachkommen haben das Wort in der Gewalt. Ungeniert und unbefangen reden sie in Volks- und Vereinsversammlungen. Freilich über das, was sie reden, über den logischen Zusammenhang

ihrer Ausführungen, über ihre Satzkonstruktionen kann man nichts Rühmliches sagen. Man kann, wenn an Gräbern Kränze niedergelegt werden, des ungereimten Geredes eine ganze Fülle hören, und man kann in Verzweiflung geraten, wenn ein Redner bei einer Beratung über wichtige Gegenstände sich in end-, sinn- und zusammenhanglosen Phrasen ergeht.

Als zweites, dem religiösen und kirchlichen Leben der Industriegemeinde ungünstiges Moment kommt in Betracht das Fehlen der Sitte, das Fluktuieren der Bevölkerung, der Mangel an Vertrautsein mit den örtlichen Verhältnissen. Ein trefflicher Kenner unserer Bauerngemeinden, der Pfarrer Erwin Gros, sagt in der Vorrede zu dem ersten Bändchen seiner unter der Bezeichnung „Auf der Dorfkanzel" gesammelten religiösen Betrachtungen, daß die kirchliche Sitte hohen Wert habe; er nennt sie ein Seil, in das man nicht unvorsichtig hineinschneiden solle und stellt es mit vollem Rechte als eine Aufgabe des Pfarrers hin, die kirchliche Sitte zu pflegen. Jeder, der das Volk aus eigener Anschauung und nicht nur aus den Büchern kennt, wird das bestätigen. In den allermeisten Dorfgemeinden sind die Kirchen am Sonntag nicht deshalb gefüllt, weil die Gemeindeglieder so ausnehmend religiös interessiert sind, auch nicht deshalb, weil der Herr Pfarrer so ausgezeichnet predigt, sondern weil die örtliche Sitte es verlangt, daß man in die Kirche geht. Mindestens eine von den Frauen eines Hauses geht am Sonntag in die Kirche; Vater und Sohn wechseln gleichfalls miteinander ab. An dem heiligen Abendmahl beteiligt man sich zweimal im Jahre. Der Pfarrer einer rheinhessischen Bauerngemeinde sagte mir, daß

seine früheren Konfirmanden es ihm sofort sagen, wenn einer aus ihrem Jahrgange im Jahre nur einmal anstatt, wie es die Sitte verlangt, zweimal „zum Nachtmahl geht". Wir sollten uns freuen, wenn solche Sitten noch bestehen, die den Menschen, der einzeln nicht viel ist, wie ein unsichtbares Band umgeben und an das Gute festbinden. Diese Sitte fehlt in der Industriegemeinde völlig, da steht der Einzelne für sich allein. Er kennt kaum seinen Nachbar, er hat keine Freunde und Verwandten, keine Mitkonfirmanden und Mitschüler am Orte. Er kennt – wenigstens im Anfang – den Geistlichen nicht, er weiß nicht Bescheid über die kirchlichen Ordnungen, weiß nicht, wann der Gottesdienst beginnt. Er hat vielleicht sein mecklenburgisches oder sächsisches Gesangbuch mitgebracht, aber das wird in dem neuen Wohnorte nicht gebraucht. Man zögert, sich ein neues Gesangbuch anzuschaffen, weil man ja nicht weiß, ob man lange am Orte bleiben wird. Die Gottesdienstordnung kommt dem Zugewanderten fremdartig vor. Selten wohnt jemand mit ihm zusammen, der ihn auffordert, am Sonntag mit ihm zur Kirche zu gehen. Man kann ja einwenden, daß das alles im Grunde keine Hindernisse sind; aber wer den Menschen kennt, der weiß, wie sehr er in solchen Dingen von dem Äußeren, besonders von seiner Umgebung abhängig ist. Wo zudem noch die Konfessionen durcheinander gemischt sind, wie z. B. in meinen Gemeinden, in denen Hunderte von Mischehen bestehen, da sind die äußeren Verhältnisse dem kirchlichen Leben besonders hinderlich. Man kann es oft auch den Leuten nicht einmal übelnehmen, wenn sie nicht zur Kirche kommen. Die ganze Woche haben sie gearbeitet, um

den Unterhalt zu verdienen. Am Sonntag haben sie eine Reihe von Geschäften zu erledigen, die in der Woche sich angehäuft haben. Der Vater schneidet seinen Buben die Haare, um ein paar Groschen zu sparen, er kauft dem einen einen Anzug, dem andern ein Paar Stiefel. Er benützt den Sonntag, um in die Heimat, wenn sie erreichbar ist, zu reisen. Die Mutter hat die Arbeitskleider, die in der Woche schmutzig und schadhaft geworden sind, zu waschen und auszubessern. Die Wohlhabenden sind hierin bedeutend besser daran, sie haben in der Woche reichlich Zeit, derartige Dinge zu besorgen.

Das dritte Hindernis, auf das in diesem Zusammenhange hinzuweisen ist, wird dem religiösen und kirchlichen Leben der Industriegemeinde bewußt und mit Absicht in den Weg geschoben. Die, die das tun, sind die Sozialdemokraten. Meinen im obigen mehrfach entwickelten Grundsätzen zufolge will ich auch hier nicht das zusammenstellen, das in Büchern und Zeitungen steht, am allerwenigsten beabsichtige ich, hier theoretische Erörterungen etwa über den Satz des Erfurter Programms: „Religion ist Privatsache“ zu geben. Ich will lediglich meine eigenen Beobachtungen wiedergeben. Meine Beobachtungen gipfeln in dem Satze, daß die Sozialdemokratie mit Absicht darauf ausgeht, religiöses und kirchliches Leben, wo sie es vorfindet, zu zerstören. Kirchengemeinden, in denen die Sozialdemokraten die Oberhand haben, gehen innerlich zu Grunde. Das liegt nicht daran, daß jeder einzelne Sozialdemokrat etwa ein Kirchenfeind wäre, sondern an dem Geiste, der in den sozialdemokratischen Zeitungen und Versammlungen vorherrscht. Der einzelne

Digitized by Google

Sozialdemokrat ist sehr oft ein vernünftiger und liebenswürdiger Mensch, en masse ist er unausstehlich. So sehr die Partei nach außen hin den Charakter der Geschlossenheit und Uniformität hat, so verschieden sind — ich spreche damit etwas allgemein Bekanntes aus — ihre Glieder. Zwischen dem Manne, der bei einer Wahl einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgibt, und dem besoldeten Agitator ist ein himmelweiter Unterschied. Sehr viele Arbeiter wählen sozialdemokratische Abgeordnete und Gemeinderäte, weil sie sich sagen, daß diese am meisten dem Arbeiter zu helfen geneigt sind. Im übrigen haben diese Leute mit der Sozialdemokratie nichts zu tun, sie besuchen weder Parteiversammlungen noch von den „Roten" arrangierte Feste. Sie billigen nicht einmal das Treiben ihrer sozialdemokratischen Arbeitsgenossen. Oft schon habe ich aus dem Munde von Arbeitern Urteile gehört, die ungefähr lauteten: „Der A. ist sonst nicht unrecht, aber das mit der sozialdemokratischen Partei kann er nicht lassen" oder: „der B. hält sich über Gemeindesachen auf; es wäre besser, er bekümmerte sich um sein eigenes Hauswesen, dort sieht es nicht zum besten aus". Verschwindend klein mag heute die Zahl derjenigen Arbeiter sein, die bewußt zur Sozialdemokratie und bewußt zur Kirchengemeinde halten. Vor 10 Jahren konnte man noch eher solche Männer treffen. Im Jahre 1896 hielt ich in einer benachbarten Arbeitergemeinde einen Vortrag; rechts und links von mir saßen zwei Arbeiter, beide von Herkunft Norddeutsche, die mir erklärten: wir sind, was das Wirtschaftliche betrifft, überzeugte Sozialdemokraten, aber zu unserer Kirche halten wir. Im Laufe der letzten 10 Jahre scheint sich dies durch

den Terrorismus, der von der Parteileitung ausgeht, geändert zu haben. Aber auch unter den „zielbewußten Genossen" muß man großen Unterschied machen. Nicht die Partei prägt dem Menschen seine Eigenart auf, sondern die Erziehung, die angeborene Gesinnung, die geistige Verfassung. Es gibt unter den Sozialdemokraten der zuletzt bezeichneten Art viele achtungswerte Menschen, die strebsam und tüchtig sind, ein gutes Familienleben führen und in ihrem Hause auf Ordnung halten. Leute dieser Art unternehmen im allgemeinen nichts gegen das kirchliche Leben ihrer Gemeinde. Wenn sie sich auch selbst am kirchlichen Leben nicht beteiligen, so erkennen sie doch an, daß die Tätigkeit des Pfarrers heilsam ist. Sie freuen sich, wenn der Geistliche gelegentlich mit ihnen über ihre politischen Bestrebungen spricht. Solche Gelegenheit ergreife ich gern; denn der Sozialdemokrat soll wissen, daß ich ihm so unbefangen gegenüber stehe wie dem Angehörigen irgend einer anderen Partei. Wo die Sozialdemokraten recht haben, stimme ich ihnen zu; wenn sie Unsinniges und Schädliches anstiften, halte ich gleichfalls mit meiner Meinung nicht zurück. Auf diese Art kann man auf Gemeindemitglieder, die nicht zur Kirche kommen, einwirken. Auch darf man es nicht verschmähen, bei gemeinnützigen Unternehmungen mit Sozialdemokraten zusammenzuarbeiten. Ich habe mir mit der Leitung einer gemeinnützigen Baugenossenschaft viele Arbeit, die nicht unmittelbar zu meinem Amte gehört, aufgeladen, aber ich beklage dies nicht; denn abgesehen von der Nützlichkeit dieser Arbeit komme ich dadurch an manches Gemeindeglied heran, das mir vorher fern stand. Sehr oft tausche ich mit einzelnen

Sozialdemokraten Bücher und Zeitungen aus. Sie bringen mir die „Neue Gesellschaft", die „Kommunale Praxis", die „Mainzer Volkszeitung", wenn ein bemerkenswerter Artikel darin steht; ich leihe ihnen Karl Fischers „Erinnerungen eines Arbeiters", D. Theodor Schäfers „Evangelisches Volkslexikon", einzelne Nummern kirchlicher Zeitschriften, mitunter etwas, das ich selbst geschrieben habe. Keine der beiden Parteien denkt dabei daran, die andere zu der eigenen Meinung umstimmen zu können, aber man kommt dadurch einander doch menschlich nahe und beugt der gegenseitigen Verbitterung vor.

Trotz alledem bleibt der Satz in Richtigkeit, daß die Sozialdemokratie mit Absicht daran arbeitet, religiöses und kirchliches Leben zu zerstören. Die anständigen Elemente, die diese Partei in sich schließt, können hieran nichts ändern. Zu den anständigen Elementen haben wir namentlich die intelligenten Arbeiter zu rechnen, die ein Handwerk gelernt und sich etwas in der Welt umgesehen haben. Aber wo der Arbeiter nicht viel gelernt und sich mit Arbeiten untergeordneter Art beschäftigt hat, da ist er oft der unangenehmste Geselle von der ganzen Welt. Maurer, Tüncher und alle die Arbeiter, die, ohne einen bestimmten Beruf erlernt zu haben, als Taglöhner tätig sind, sind die verbissensten Sozialdemokraten. Wo zur angeborenen Roheit und Verständnislosigkeit noch der Haß und die Rücksichtslosigkeit hinzukommt, die die Sozialdemokratie verbreitet, da gibt es eine böse Mischung. Die Leute wissen dann nichts anderes, als daß Kirche und Pfaffentum nur dazu da sind, um das arbeitende Volk knechten zu

helfen, ihm Sand in die Augen zu streuen und es zu verdummen. Zwischen katholischer und evangelischer Kirche macht man hierbei keinen Unterschied. Die „Gescheitelten" taugen so wenig wie die „Geschorenen". Die evangelische Kirche würde gerade so gut das Volk unterdrücken wie die katholische, wenn sie die erforderliche politische Macht hätte. Die evangelische Kirche ist gerade so unersättlich und geldgierig wie die katholische; ein Pfaffe bleibt ein Pfaffe. Evangelische wie katholische Pfarrer und Kirchenvorsteher werden bei Gelegenheit in der Parteipresse gerade so heftig angegriffen und gerade so roh beschimpft wie katholische, die aktiv in die Politik eingreifen und dabei die Sozialdemokratie bekämpfen. Das kirchliche Leben suchen die „zielbewußten Genossen" zu stören, wo sie nur können. Arbeiter, die man zur Kirche gehen sieht, werden so sehr verspottet und gehänselt, daß sie den Kirchgang unterlassen. Auf dem Wege zur Kirche müssen sie die gemeinsten Anrempelungen über sich ergehen lassen; bleiben sie dennoch fest, so werden sie auf der Straße von den anderen nicht mehr gegrüßt. Jünglinge, die eben erst konfirmiert sind, müssen in der Fabrik und in der Werkstätte spöttische und unflätige Reden über Religion und Kirche anhören. Was aber das Gemeinste ist, wo man kann, macht man den religiös und kirchlich gesinnten Arbeitern Schwierigkeiten. Das besorgen namentlich die Krankenkassen, deren Vorstände sich aus ausgesprochen zielbewußten Sozialisten zusammensetzen. Mancher Arbeiter würde gern zur Kirche gehen, wenn er nicht fürchten würde, im Falle einer Krankheit von dem Vorstande der Krankenkasse chikaniert zu werden. Und man

Digitized by Google

kann die Leute wegen dieser ihrer Haltung nicht einmal anklagen. Wieviele unserer Besitzenden und Gebildeten bringen der Kirche und ihrer Arbeit die gleiche Freundlichkeit und dasselbe Maß von Verständnis entgegen. Riehl hat schon vor 50 Jahren mitangesehen, wie man in einem pfälzischen Dorfe einen Mann, der auf dem Kirchgange begriffen war, verspottete; die Spötter waren sicherlich keine Sozialdemokraten.

Ist es verwunderlich, wenn die Kirchlichkeit in der Industriegemeinde unter solchen Umständen gering ist? In bäuerlichen Gegenden gibt es Gemeinden, in denen die Kirche Sonntag für Sonntag gefüllt ist; man weiß eben nicht anders, als daß man zur Kirche geht. In Industriegemeinden gibt es keinen Gewohnheitskirchenbesuch. Wie man anderwärts gewöhnt ist, die Kirche zu besuchen, so ist man hier gewöhnt, sie nicht zu besuchen. Ich habe schon mitgeteilt, daß die Leute am Sonntag oft durch Arbeit mannigfacher Art verhindert sind, zum Gottesdienst zu gehen. Das Fehlen der kirchlichen Sitte und des gemeinsamen Bewußtseins, die Unkenntnis der lokalen Zustände tun das Übrige. Daran wird auch der tüchtigste Pfarrer nichts ändern können. Mit recht bescheidenen Erfolgen muß man, wie Traugott Kühn schreibt, sich zufrieden geben; und nimmermehr wird man die Kirchlichkeit der Industriegemeinde mit der Kirchlichkeit einer Gemeinde alten Zuschnitts vergleichen dürfen.

Trotz alledem haben die kirchlichen Handlungen auch hier noch durchaus ihre Geltung. Zwar die Anteilnahme am heiligen Abendmahl ist wie auch der Kirchenbesuch nicht groß, aber erfreulich ist, daß der

Geistliche in seiner Tätigkeit als Krankenseelsorger kaum auf Widerstand stößt. Auch der trotzigste Sozialdemokrat freut sich, wenn ihm der Pfarrer helfend, tröstend und aufrichtend nahetritt; bei manchem erwachen in solcher Lage Kindheitserinnerungen, und der Glaube der Jugend kehrt wieder. Bei Begräbnissen wahren die Leute durchaus den Ernst, den die Situation verlangt, und wenn der Gesangverein auch nach der Melodie „Wie sie so sanft ruhen" ein Lied singt, dessen Text jedwedes religiöse Gepräge fehlt, man folgt der Handlung doch mit würdiger Haltung Anders schon geht es bei Trauungen zu. Hierbei lassen manchmal die Zeugen, seltener schon einer der beiden Brautleute den erforderlichen Ernst vermissen. Bei einer Trauung mußte ich einmal wiederholt innehalten, weil der eine Trauzeuge, ein frecher Hausbursche, Grimassen machte und dadurch die Heiterkeit der übrigen Teilnehmer zu wecken suchte. Als der Bräutigam dies hinterher erfuhr, verweigerte er dem frivolen Menschen, der sein Schwager war, den Zutritt zur Hochzeitsgesellschaft. Zielbewußte Genossen verlassen oft das Haus, wenn das Kind getauft wird; nur die Mutter, unter Umständen die größeren Kinder sind zugegen, wenn der Geistliche unter den Bildern von Marx und Lassalle, die auf ihn herniederschauen, tauft. Eine sehr üble Gepflogenheit in mancher Industriegemeinde, auch in mancher städtischen Gemeinde ist es, daß die Hebamme ohne jedwede Begleitung das Kind zur Taufe in die Kirche bringt. Dem muß man durchaus entgegenarbeiten, unter Umständen dadurch, daß man die Taufen, wenn es irgendwie geht, aus der Kirche in das Haus verlegt. Da

hat man doch wenigstens die Mutter. Unangenehme Erlebnisse werden auch hier nicht zu vermeiden sein. Nach einer Haustaufe sagte mir die Hebamme, daß der Vater, ein Katholik und verbissener Sozialdemokrat, hinter meinem Rücken fortwährend Fratzen geschnitten habe. In der Nacht darauf stach der würdige Familienvater einen Arbeitskollegen in den Rücken. Über Formlosigkeiten wird man in dergleichen Fällen hinwegsehen müssen. Ich habe manchmal getauft, wenn der Vater in Hemdärmeln vor mir stand. Auch habe ich die Trauung eines längst verheirateten Paares in dessen Wohnung vollzogen, ohne daß der Ehemann es für nötig gehalten hätte, einen Kragen anzuziehen.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen die sittliche Lebensauffassung nicht gestärkt wird. Doch würden wir der Industriegemeinde Unrecht tun, wenn wir sie in dieser Hinsicht besonders anklagen wollten. Unsere Kollegen in den stillen, weltentrückten Dörfern haben oft keine Ursache, mit dem sittlichen Empfinden ihrer Gemeindeglieder zufriedener zu sein. Diese sind oft nichts weniger als fromme Bauern und unschuldige Hirten, wie Rousseau in seinen Träumen sich die ländliche Bevölkerung vorstellt. Was Geschlechtssünden betrifft, so steht manches Bauerndorf weit tiefer als die Industriegemeinde. Auf Grund einer 11jährigen Erfahrung kann ich sagen, daß diese Sünden in einer Arbeitergemeinde verhältnismäßig wenig vorkommen. In meinen Gemeinden ist die Zahl der unehelichen Geburten verschwindend klein. Auch Roheitsverbrechen, Messerstechereien und Schlägereien kommen in der Industriegemeinde seltener vor als in mancher Bauerngemeinde.

Dafür aber ist hier die Unbeständigkeit, Charakterlosigkeit und Haltlosigkeit um so viel größer. Die Menschen sind hier, was ihren Charakter betrifft, so veränderlich wie das Wetter im April. Heute zeigen sie einem Nebenmenschen die größte Anhänglichkeit, morgen sind sie seine erbittertsten Gegner. Man tut gut, wichtige Dinge nur solchen anzuvertrauen, deren Treue man oft erprobt hat. Vor allen Dingen muß der Pfarrer sehr vorsichtig sein in der Auswahl der Leute, die ihm in der Arbeit an der Gemeinde helfen sollen, sonst wird er sich mit manchem verbinden, den er nur unter schweren Kämpfen und bedeutenden Kosten wieder los wird. Mancher taucht in einer solchen Gemeinde auf, macht den allerbesten Eindruck, besucht regelmäßig die Kirche, zeigt religiösen und sittlichen Ernst, erscheint wie geschaffen, dem Pfarrer in seiner Arbeit zur Seite zu stehen, und begeht kurz darauf Dinge, daß man sich seiner schämen muß. Die Leute brauchen oft nur eine Woche, um irgend eine Ansicht total zu ändern. Die treuesten und eifrigsten Kirchenbesucher verwandeln sich im Handumdrehen in erbitterte Religionsfeinde. Mancher Pfarrer glaubt, sich einen festen Stamm ernster Gemeindeglieder geschaffen zu haben und erlebt, daß ihm der Schwarm in kurzer Frist in alle Winde zerflattert. Auf Dank darf man vollends nicht rechnen. Wer das in der Industriegemeinde tut, ist ein unbelehrbarer Schwärmer. Ich hatte einem Arbeiter jahrelang zur Seite gestanden, ihn, wenn er krank war, besucht und ihm Geldunterstützungen verschafft. Als ich eines Tages seiner Tochter, einem frechen, verlogenen Kinde, das schon mit 12 Jahren die Rolle

der scheinheiligen Bettlerin spielte, wegen ungezogenen Betragens im Religionsunterrichte meine Meinung nicht vorenthielt, lief er zum Bürgermeister und wollte mich verklagen, weil ich seine Tochter beleidigt habe. Im Ehrenpunkte sind gerade die Leute, die sonst von niemand respektiert werden, sehr empfindlich. Man kann sich überhaupt vor ihnen nicht genug in acht nehmen. Aber darf man sie schelten wegen ihrer Unbeständigkeit und Haltlosigkeit? Es fehlt ihnen ja im äußeren Leben jede Beständigkeit und jeder Halt. Losgelöst von Heimat und heimischer Sitte, von Eltern und Verwandten, gleichen sie dem vom Winde umgerissenen Baume, der seine Wurzeln nicht mehr in den Erdboden ausstreckt. Im Anfang, wenn sie aus der Heimat in das wogende, unruhige Leben hineingeworfen werden, wie es unsere neuzeitliche, wirtschaftliche Entwicklung mit sich gebracht hat, stehen sie vor unmutigem Staunen still, können sich gar nicht zurechtfinden und möchten sich am liebsten sofort wieder der Heimat zuwenden. Eine Frau, die aus der Rheinpfalz zugezogen war und in einer Fabrik arbeitete, sagte mir, sie sei in der ersten Zeit jeden Abend, über die schlechten Reden ihrer Mitarbeiterinnen weinend, nach Hause gekommen. Später hat sie das nicht mehr getan. Man gewöhnt sich an alles. Die innere Umwandlung des in die Industriegegend verschlagenen Menschen ist bald vollzogen; es wäre ein prächtiger Stoff für einen scharfblickenden Romanschriftsteller, diese Umwandlung in einem breit angelegten Gemälde zu schildern.

Sehr leichtfertig ist man in der Industriegemeinde in der Beurteilung von Fehltritten. Wenn man im

Dorfe einem Nichtsnutzigen lange Jahre hindurch seine Tat gedenkt, so ist man hier gern bereit, den Mantel einer unchristlichen Liebe über die Sünden des Nebenmenschen zu decken. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren. In einem Bauerndorfe ging eines Tages ein verdorbener Handwerker, Vater von 8 Kindern, mit einem jungen Mädchen durch. Als das Paar nach mancherlei Irrfahrten wieder zurückkam, wagte der Verführer des Mädchens es ein halbes Jahr lang nicht, sich öffentlich zu zeigen, weil er der allgemeinen Verachtung preisgegeben war. In einem Fabrikdorfe ging eine Wirtsfrau mit einem Italiener durch. Von ihrer Reise schrieb die Frau Ansichtskarten an den Ehemann; eine davon lautete: „Uns ists wohl, wir sind in Tirol". Nach 3 Wochen kam sie allein wieder zurück, von dem Ehemann freudig aufgenommen. Ihre Heimkehr erregte große Heiterkeit. Die Karnevalspoesie bemächtigte sich des Falls. Die Wirtschaft des Ehemanns füllte sich jeden Abend. Eines Abends sogar brachte man der Heimgekehrten ein Ständchen und sang dabei, weil diese Amalie hieß, den bekannten Gassenhauer: „Lebt denn meine Male noch?" Die also Gefeierte erschien auf der Straße und kredenzte den Sängern den schäumenden Bierkrug. Und der Vater der Frau erklärte, jeden gerichtlich belangen zu wollen, der da sage, seine Tochter sei mit einem Italiener durchgebrannt. Auch wieder ein Beweis, wie empfindlich man in der Industriegemeinde in Sachen der Ehre ist.

Anhang: Die Kinder.

Ich habe im vorigen nur von Erwachsenen geredet, in der Industriegemeinde spielen jedoch auch die Kinder eine große Rolle, besonders kommen sie für die Tätigkeit des Geistlichen in Betracht. Darum muß auch ihrer in diesem Zusammenhange gedacht werden.

Die letzten Volkszählungen haben uns die trostreiche Versicherung gegeben, daß Deutschland noch nicht ausstirbt. Am allerwenigsten ist dies für die Industriegemeinde zu fürchten. Die Geburtsregister, die hier der Standesbeamte führt, werden von Jahr zu Jahr umfangreicher. Auf den Schulhöfen wimmelt es wie im Ameisenhaufen im Walde. Unsere Arbeiter sind reich an Kindern. In mancher nicht allzu großen Mietskaserne wohnen mehr Kinder als in einem kleineren Dorfe.

Für die Kindererziehung ist die Industriegemeinde der denkbar ungünstigste Boden. Auf verhältnismäßig wenig Raum ist eine Unmasse von Kindern zusammengedrängt. Kinder aus verschiedenen Landesteilen sitzen nebeneinander auf der Schulbank. In den Wohnungen haben sie nicht Raum genug, um sich auszutoben. Darum toben sie sich auf der Straße und in der Schule aus. Viele von ihnen haben außerhalb der Schule keine Beschäftigung. Lenkt man an einem Herbstabende, wenn die Feierabendglocke läutet, seine Schritte einem Bauerndorfe zu, so sieht man unter den Leuten, die vom Acker kommen, sehr viele Kinder, bis herunter zu den zwei- und dreijährigen. Sie lesen Kartoffeln auf, grasen für das Vieh, pflücken Obst vom Baum, verrichten, wenn sie älter sind, Arbeiten, die eigentlich

den Erwachsenen zukommen. Ein Teil der Kinder in der Industriegemeinde hat ja seine Beschäftigung. Aber was ist das für eine Beschäftigung! Die Kinder helfen der Mutter, die mitverdienen muß, zerrissene Säcke nähen und schaffen sie auf dem Handkarren an Ort und Stelle. Sie tragen Brot oder Zeitungen, setzen den ganzen Sonntag lang Kegel auf, spülen Bierflaschen, sammeln an den Abfallplätzen Kohlen und Eisen. Ich habe einen Jungen gekannt, der lange Zeit Sonntags nicht zur Kirche kam, weil er am Sonntagmorgen von seinem bedauernswerten Vater ausgeschickt wurde, Kohlen zu sammeln. Wenn die anderen Kindern aus der Kirche kamen, kam er mit dem Sack über die Schulter heim. Ein anderer wurde von seinem Vater, einem Wirte, ausgeschickt, während des Gottesdienstes in großen Flaschen den Schnaps für die Woche zu holen. Einer meiner Konfirmanden mußte in seiner freien Zeit Zigarren wickeln. Uns jammert diese Jugend. Da haben es die Bauern- und Taglöhnerskinder auf dem Lande besser, auch wenn sie angestrengt arbeiten müssen und bei mangelndem Fleiße die väterliche Karbatsche zu fühlen kriegen. Hölty redet in einer bekannten Idylle von zwei Knaben, die im Hain das Vieh hüten und sich aus zusammengelesenen Eichenreisern ein Hirtenfeuer machen. Die Arbeit unserer Kinder im Industriedorfe ist alles, nur keine Idylle und reizt keinen Dichter zur poetischen Behandlung.

Aber was machen die vielen, die nicht in dieses Joch gespannt sind? Sie verfallen der Straße und treiben Unfug. Der Vater, der sie in Zucht halten könnte, ist den Tag über abwesend. So lange es

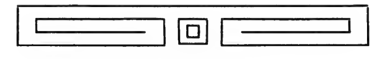
Maikäfer gibt, treibt man mit diesen Insekten Handel. An jeder Straßenecke stehen Knaben mit einem Zigarrenkistchen unter dem Arme und feilschen um die Maikäfer; zehn Stück für einen Knopf oder einen Pfennig. Kommt man irgendwie zu Geld, so kauft man Bonbons oder Schokolade, wozu ja die Verkaufsautomaten hinreichend Gelegenheit geben. Frühzeitig übt man sich in der Kunst humoristischer Vorträge. Eines Abends im Herbste jagte ich einen Trupp Buben nach Hause, die an einer Straßenecke eine Art karnevalistischer Abendunterhaltung veranstalteten. Der Vorsänger sang: „Mein Vater ist ein Appenzeller, er frißt den Käs mitsamt dem Teller“, der Chor brüllte den Refrain: „Holderiohaho“. Oft schlägt man der Schule ein Schnippchen. Da muß dann die Polizei in Aktion treten. Ich habe Jungen gekannt, die jeden Vormittag durch den Schutzmann vorgeführt wurden. Wenn der Lehrer nicht aufpaßte, entwischten sie ihm in der Pause. Ein Konfirmand hatte die Gewohnheit, wenn er in der Schule gefehlt hatte und die Schläge des Vaters fürchtete, die Winternächte in Neubauten, Schuppen und Scheunen zuzubringen. Ein halbes Jahr später traf ich ihn an Rheumatismus leidend im Krankenhause. Ein anderer zog für den nächtlichen Aufenthalt den Strohhaufen vor, was gesundheitlich empfehlenswerter ist; denn der Bengel ist bis auf diesen Tag kerngesund. Die Verproviantierung besorgten die beiden dadurch, daß sie von dem Gelde, das sie der Mutter gestohlen hatten, sich hin und wieder einen Laib Brot kauften. Solche Fälle stehen ja vereinzelt da, aber sie wirken ungemein schädigend auf die Disziplin und Haltung der übrigen Kinder.

Der Geist der Respektlosigkeit gegen Eltern, Erzieher, Lehrer, überhaupt gegen Erwachsene, wird schon frühzeitig an den Kindern wahrgenommen. In Landgemeinden wird jeder anständig gekleidete Fremde von den Schulkindern gegrüßt, in der Industriegemeinde kann er sich in acht nehmen, daß er nicht verspottet und gehänselt wird. Nicht einmal vor dem Alter und der Hilflosigkeit haben sie Respekt. In einer derartigen Gemeinde lebte ein alter, blinder Mann, der aus seiner Dorfheimat zu seinem Sohne gezogen war. Wenn er in der Straße, in der er wohnte, spazieren ging, vorsichtig mit dem Stocke tastend, trieben die Kinder allerhand Unfug mit ihm. Sie nahmen ihn an der Hand, führten ihn in Schmutz und Pfützen hinein, zogen ihn am Stocke weiter. Das dauerte so lange, bis Erwachsene dem Unfug ein Ende machten.

Ein schlechteres Schülermaterial gibt es wohl nirgends als in der Industriegemeinde. Die Lehrer mögen manchmal verzweifeln, wenn sie mit 70 oder 80 unbegabten, trägen, lernfaulen Kindern das Ziel erreichen sollen, das ihnen die Behörde steckt. Es ist dies auch gar kein Wunder. Kinder aus Familien, in denen auf das Lernen wenig Wert gelegt wird, sind keine Musterschüler. Viele gibt es, die nicht imstande sind, die einfachste Liederstrophe zu memorieren. Wo ihre Interessen liegen, besagt am besten der Umstand, daß viele beim Hersagen des Liedes: „Befiehl du deine Wege" die 5. Strophe gern in folgender Weise umdichten: „Gott wird dich aus der Höhle, da dich der H u n g e r plagt, mit großen Gnaden rücken". Dazu kommt, daß für viele die Schule nur dazu da zu sein scheint, daß sie hier ihre Unarten zur Geltung

bringen, den Lehrer ärgern und lerneifrige Mitschüler von dem Unterricht ablenken. Die allgemeine Volksschule in Ehren, aber eigentlich ist es doch eine Vergewaltigung, Eltern zu zwingen, ihre gut erzogenen Kinder tagaus tagein mit dem schlechtesten, unsaubersten Gesindel unterrichten zu lassen.

In unserer Zeit wird ungeheuer viel über den Religionsunterricht geschrieben und geredet, und meist wird der seitherige Betrieb in Bausch und Bogen verdammt. Alle Schuld liegt scheinbar an den Religionslehrern. Die ungeheure Lüge dabei ist, daß man niemals die etwaigen Mißerfolge der Trägheit und Nichtsnutzigkeit so vieler schlechter Schüler zuschreibt, die nicht fähig und nicht geneigt sind, dem einfachsten Gedankengang zu folgen, die nicht einmal Interesse bekunden, wenn man ihnen eine Geschichte erzählt, denen mit 13 Jahren Begriffe fehlen, die 6- und 7jährigen Kindern gebildeter Familien geläufig sind. Sind denn die Erfolge der Volksschule heute so groß? Ich habe gefunden, daß es trotz Psychologie, trotz Didaktik und Methodik und aller Wissensgebiete, in denen die Volksschullehrer sich heute redlich Mühe geben, noch 25jährige junge Männer gibt, die gar nicht dumm sind, aber in einem Briefe, der zwei Seiten umfaßt, doch 12 orthographische Fehler machen und keine Interpunktionszeichen. Als Vorsitzender eines Vereins bin ich brieflich oft mit dem klangvollen Titel „Geehrter Herr vorstand“ angeredet worden.



III. Skizzen aus der Industrie-gemeinde.

1. Wie einer seinen Bruder sucht.

Ende 1897 kam ein Glied meiner Gemeinde, ein Fabrikarbeiter, zu mir und bat mich, ihm bei der Nachforschung nach dem Verbleib seines einzigen Bruders behilflich zu sein; er hatte den Bruder mitten im deutschen Vaterlande aus den Augen verloren. Arnold Müller – so hieß der Mann – machte mir folgende Angaben: Er sei 1846 in Marienwerder geboren, habe den Feldzug 1870/71 im 1. Leibhusarenregimente mitgemacht und sei nach Beendigung des Feldzuges durch ganz Deutschland hindurch nach dem Rheine gewandert, wo er sich ansässig gemacht und nun 26 Jahre gewohnt und gearbeitet habe. Die Eltern seien lange tot, den einzigen Bruder, Karl Johann Müller, geboren 1839 oder 1840, habe er zum letztenmal gesehen, als er die Heimat verlassen habe. Nun möchte er gern über seinen Bruder etwas hören.

Offenbar war nach einem Vierteljahrhundert über den Mann, der in wohl geordneten Verhältnissen lebte und schon Enkelkinder hatte, das Heimweh gekommen. Er sprach viel von der westpreußischen Heimat und

von dem Bruder, der bis 1871 nachweislich Steuermann auf einem Weichselschiffe gewesen war. Ich schrieb an die Polizei in Marienwerder und bat um Auskunft über Leben oder Sterben des Bruders meines Gemeindegliedes. Umgehend kam die Antwort: „Dieser Karl Johann Müller wohnt in Marienau hiesigen Kreises." Voller Freude über dieses unerwartete Resultat schrieb Arnold Müller an den wieder aufgefundenen Bruder. Als Antwort bekam er einen Brief mit tollem, krausem Inhalte: „Wenn du mein Bruder bist, so komme hierher, da wird sich weiteres finden." Der Adressat merkte alsbald, daß der Briefschreiber nicht sein Bruder war, sondern nur dessen Namen trug und ihn, der den Bruder suchte, überhaupt nicht kannte. Aber die Sache ließ ihm doch keine Ruhe. Er sparte sich Geld, ließ sich im nächsten Frühjahr von der Fabrikleitung Urlaub geben und machte die Reise nach dem Osten, um die Heimat wiederzusehen. Von Familienangehörigen fand er nur noch eine Tante vor; alle übrigen Verwandten waren in die Welt zerstreut, vom Bruder war keine Spur mehr zu finden. Enttäuscht kam Arnold Müller zurück. Seit dieser Zeit ist seine Heimatssehnsucht gestillt, er hat sich in die zweite Heimat, wo er seine Familie, seine Arbeit und sein Brot hat, wieder gefunden.

Sein Beispiel zeigt, wie das moderne Leben und die neuzeitliche, wirtschaftliche Entwicklung die Menschen völlig vom Heimatboden loslöst und in einen anderen Boden verpflanzt. Diese Verschiebung ist so groß, als ob der Mensch nach einem fremden Erdteil ausgewandert sei.

Digitized by Google

2. „Was wär ich ohne dich gewesen?“ und die rote Schleife.

In meiner näheren Umgebung kam es bei Begräbnissen schon öfters zu Konflikten zwischen den amtierenden katholischen Geistlichen einerseits und zwischen solchen Teilnehmern am Leichenbegängnisse, die zur sozialdemokratischen Partei gehörten andererseits, wenn diese mit einem Kranze kamen, der mit riesengroßen, blutroten Schleifen geziert war. In einem Falle weigerte sich der Kaplan, die Leiche zu begleiten, wenn die roten Schleifen nicht entfernt würden. Der Kranzträger blieb zurück, der Leichenzug setzte sich in Bewegung. Unterwegs gesellte sich der Mann mit dem Kranze wieder zu den Leidtragenden. Das sah der Kaplan, und nun wollte dieser nicht mitgehen. Ich weiß nicht, wer schließlich den Sieg davongetragen hat, der Kaplan oder die rote Schleife.

Mir ist es völlig einerlei, ob man bei einer Beerdigung weiße oder rote Schleifen nachträgt. Wenn die Menschen das Bedürfnis haben, sich zeitweise kindisch zu gebärden, so soll man ihnen dieses Vergnügen ruhig gönnen. Gerade in Arbeiterkreisen denkt man recht eigentümlich darüber. Als ich einst einen Maurer zu beerdigen hatte, kam seine Witwe vor dem Begräbnisse sehr erregt zu mir und sagte: „Um Gotteswillen, Herr Pfarrer, die wollen meinen Mann ja sozialdemokratisch begraben, mein Schwager Fritz hat schon die Musik bestellt. Ach! die werden mir doch diesen Schimpf nicht antun.“ Das „sozialdemokratische“ Begräbnis unterblieb denn auch auf Bitten der Frau,

und der Mann wurde in gewohnter Weise zu Grab getragen.

Aber oft gestaltet sich die Sache auch anders. In der Adventszeit wurde ich nach der Filiale gerufen, um für den plötzlich heiser gewordenen jüngeren Kollegen eine Beerdigung zu übernehmen. Der Verstorbene war ein 37jähriger Schreiner, der eine Witwe und zwei kleine Kinder hinterließ. Er stammte aus einem kleinen Dorfe des Taunus. Dort war er von gottesfürchtigen Eltern in der für das religiöse Leben so förderlichen Enge und Stille des Gebirgsdorfes erzogen worden. Frühzeitig kam er nach der Stadt in die Fabrik. Als er sich verheiratet hatte, zog er der billigen Miete wegen in den Vorort und ging von hier jeden Tag zur Arbeit. Er schloß sich der sozialdemokratischen Partei an und wurde ein eifriges Mitglied des Holzarbeiterverbandes. Auch agitatorisch trat er hervor und fehlte bei keiner Veranstaltung seiner Partei. Das Christentum und die evangelische Kirche, der er dem Namen nach angehörte, bedachte er, wie es in der Partei, der Religion Privatsache ist, geschieht, mit ingrimmigem Hasse und gebührender Verachtung. Nie ging er zur Kirche, seinem Geistlichen ging er aus dem Wege. Da warf ihn die Lungenschwindsucht im rüstigsten Mannesalter auf das Krankenlager. Von dem Besuche des Pfarrers wollte er nichts wissen. Nun herrscht jedoch in den Kreisen sehr vieler Katholiken die Anschauung, daß der Mensch, der in langem Krankenlager keinen geistlichen Zuspruch annimmt und die Sterbesakramente oder das heilige Abendmahl nicht empfängt, nicht selig wird. Die Frau des Erkrankten war katholisch. Als sie ihren Mann

immer mehr dahinsiechen sah, ging sie in ihrer Angst zum evangelischen Pfarrer und bat ihn, ihren Mann zu besuchen. Der Kranke nahm den Pfarrer zuerst unfreundlich auf. Hatte er doch oftmals in Parteiversammlungen gehört und in Parteiblättern gelesen, daß sie allesamt nichts taugen weder die „Geschorenen“ noch die „Gescheitelten“.

Aber es kam doch anders. Der junge Geistliche rückte nicht sofort mit plumpen Bekehrungsversuchen heraus, schimpfte auch nicht über die gottlose Sozialdemokratie und überschüttete den Mann, der hustend in seinem Bette lag, auch nicht mit Bibelsprüchen. Auch sagte er ihm nicht, wie es mitunter von unverständigen Diakonissen ganz unberufener Weise geschieht, daß seine Tage gezählt seien, sondern trat ihm menschlich nahe, wie ein Freund dem Freunde. So kam es, daß der Geistliche das Vertrauen des Kranken gewann. Der sozialdemokratische Schreiner, der früher über die Pfaffen und die Verpfaffungsbestrebungen räsonniert hatte, wünschte den Besuch des Geistlichen und wünschte auch, daß er mit ihm über religiöse Dinge sprechen solle. Er sah ein, daß er vor einem großen Dunkel, einem unbekanntem Lande, einem furchtbaren, trostlosen Nichts stand. Da erwachten in ihm die Erinnerungen an die Jugend, die frommen Eltern, den Pfarrer, der ihn konfirmiert hatte, an das stille, gottesfürchtige Leben in der Dorfheimat, und die gequälte Seele öffnete sich weit, um die christlichen Gedanken über das Leiden, den Tod, das ewige Leben, das in Christo der Welt geschenkt ist, aufzunehmen. Der Kranke wurde still und gelassen. Ohne Zutun seiner Frau äußerte er den

Digitized by Google

Wunsch, das heilige Abendmahl, an dem er lange nicht mehr in der Gemeinde teilgenommen hatte, zu feiern.

Er starb im Glauben an den Vater im Himmel, der ein Herr ist der Lebendigen und der Toten, und im Glauben an Christus, der der Menschheit Ewigkeitskräfte gegeben hat.

Infolge des angeführten zufälligen Umstandes hatte ich den Dahingeschiedenen nach dem Friedhofe zu geleiten. Es war ein nebliger, regnerischer Dezembernachmittag. Als ich im Sterbehause mit der Witwe einige Worte gewechselt hatte, kamen die „Genossen“ mit dem Kranze, der, wie üblich, mit einer riesigen, roten Schleife geziert war. Weder grüßten mich die „freien“ Männer, noch nahmen sie sonst irgendwie von mir Notiz; ich fand es dankenswert, daß sie mich nicht mit dem Ellenbogen zur Seite stießen. Als wir durch das Nebelgeriesel hindurch nach dem Friedhof gekommen waren und ich gerade meinen Text verlesen hatte, drängte sich der Kranzträger – er war katholisch getauft und wußte augenscheinlich nicht Bescheid über eine evangelische Leichenfeier – hervor und stieß in patziger Weise einige Worte aus: „Du hast mit uns gekämpft um Lohnerhöhung. Möge dir die Erde leicht sein!“ Gut, dachte ich, du bist fertig, jetzt komme ich. Ich erkannte in der Leichenrede an, was der Verstorbene als Familienvater gewesen sei, auch daß er sich bemüht habe, die Lage seiner Berufsgenossen zu heben, dann schilderte ich einfach, so gut oder so schlecht, als ich konnte, wie es mit ihm in seinem letzten Leiden gegangen war. Es war ja die Adventszeit, und so gab mir das innige Lied von Novalis den Stoff zu

meiner Rede. Es war ja an dem Toten Wort für Wort in Erfüllung gegangen:

Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Sorgen auserlesen,
Ständ ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt ich sicher, das ich liebte,
Die Zukunft wär ein dunkler Schlund,
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem tät ich meine Sorge kund?

Ob es auf die Männer mit der roten Schleife Eindruck machte, als sie hörten, welche Wandlung zuletzt mit ihrem Parteifreunde vorgegangen war? Ich weiß es nicht. Ich habe später dieses mein Erlebnis in einer Weihnachtspredigt erwähnt. Ein Jahr später schloß sich auf einem Gange mir ein katholischer Mann an, der damals im Weihnachtsgottesdienste gewesen war. Er wußte mir fast wortgetreu zu sagen, was ich damals über den sterbenden Mann, der seinen Heiland wieder gefunden hatte, gesagt hatte.

Mitteilungen aus dem vielbewegten Leben greifen tiefer in die Seelen ein als gelehrte, dogmatische Auseinandersetzungen.

3. Die sieben Mecklenburger.

Die Geschichte von den sieben Schwaben ist bekannt; von den sieben Mecklenburgern möchte ich hier eine kleine Geschichte erzählen.

Als der Magazinarbeiter Ferdinand Losinsky, ein Ostpreuße von Geburt, am vierten Advent vom

Gottesdienst nach Hause ging und dabei an einem Wirtshause vorüberkam, das dicht gefüllt war, klopfte einer seiner Bekannten innen gegen die Fensterscheibe und rief ihn herbei. Der, der ihn rief, war ein junger Kesselschmied, der mit Losinsky in einem Geschäfte tätig war. Er saß mit sechs anderen Kesselschmieden, gleich ihm Mecklenburger und erst seit kurzem zugereist, beim Frühschoppen. „Na, du Betbruder, du Mucker“, mit diesen freundlichen Worten redeten die jungen Leute den Kirchgänger an, „warst du schon wieder in der Kirche? Es ist doch gut, daß wir freien Brüder einen Frommen unter uns haben.“

Ferdinand Losinsky ließ sich nicht einschüchtern; er gab den Kesselschmieden zur Antwort: „Für euch wäre es auch besser, ihr ginget Sonntags in die Kirche und nicht gleich am Vormittag ins Wirtshaus.“ Am nächsten Tage wurde bei der Arbeit, soweit es der Lärm der Schmiede zuließ, diese Unterhaltung fortgesetzt. Der Magazinarbeiter legte den rußigen Schmieden, die auf den Amboß einschlugen, dringend an das Herz, sie sollten, ehe sie weiter über Kirchgänger spotteten, wenigstens zu Weihnachten einmal den Gottesdienst besuchen.

Merkwürdigerweise taten sie das auch und saßen am ersten Weihnachtsfeiertage nebeneinander auf der Kirchenbank. Losinsky, der beim Militär Unteroffizier gewesen war, sagte später: „Sie haben nicht ein einziges Mal das Auge von Herrn Pfarrer weggewandt.“ Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt; der weiße Schnee leuchtete durch die Kirchenfenster herein. Gemeinde und Kirchenchor sangen die alten Weihnachtslieder. Die Predigt hatte zur Grundlage den schönen

Digitized by Google

Text aus dem Briefe an Titus: „Wir waren auch weiland Unweise, Ungehorsame, Irrige, Dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten und wandelten in Bosheit und Neid und hasseten uns untereinander. Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes, nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir getan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unsern Heiland, auf daß wir durch desselbigen Gnade gerecht und Erben seien des ewigen Lebens nach der Hoffnung." Der Prediger hatte sich vorher klar gemacht, daß er an diesem Tage vor einer großen Anzahl solcher zu reden habe, die dem Christentum skeptisch gegenüberstehen und andere Dinge weit höher schätzen als frommes, gottseliges Leben. Darum galt es für ihn, mit aller Anschaulichkeit und Deutlichkeit, unter Verwendung von passenden Zügen aus dem Leben den Zuhörern zu zeigen, daß die Güter des christlichen Glaubens Realitäten sind. Weil er wußte, daß an diesem Tage viele erschienen, die mit ihrer Heimat nicht mehr in Verbindung standen und infolgedessen auch nicht mehr mit dem guten Geiste der Heimat, so bemühte er sich, zunächst das Gemüt seiner Zuhörer in Bewegung zu bringen, in zweiter Linie erst den Verstand. Das Fest gab ja die passendste Gelegenheit, an Heimatserinnerungen anzuknüpfen.

Die Predigt hatte ungefähr folgenden Inhalt: Wir Erwachsenen haben einen kostbaren Besitz in unserer Erinnerung. Sie stellt uns die vergangenen

Tage vor die Seele, gute und frohe, aber auch harte und sorgenschwere Tage. Heute ist unsere Erinnerung besonders tätig. Sie zeigt uns die Heimat, die Jugend, die Eltern, die Weihnachtsfeier unserer Kindheit. Wir hören die alten Lieder und hören das alte Evangelium, das uns schon die Mutter erzählt hat. Aber wir bedenken wohl: das ist noch kein christliches Weihnachtsfest, wenn man nur in Kindheitserinnerungen schwelgt; rechte Weihnachtsfreude ist nur die Freude über die Tatsache, daß wir einen Heiland haben. Brauchen wir einen Heiland? Viele in unseren Tagen verneinen diese Frage. Sie sind zufrieden mit Geld und Gut, Lohnerhöhung und wohlwollenden Vorgesetzten. Ihnen sagen wir: es gibt Hemmnisse in der Welt, über welche die Dinge, die wir sonst uns wünschen, nicht hinaushelfen, das sind insonderheit das Übel, die Angst des schuldbeladenen Gewissens und die Furcht vor dem Sterben. Die Welt ist voll von Streit und Neid. Wir sind, wie der Apostel sagt, alle Unweise, Ungehorsame, Dienende den Begierden und mancherlei Wollüsten, wandeln in Bosheit und Neid, sind verhaßt und hassen uns untereinander. Aber bei dieser trostlosen Aussicht bleiben wir nicht stehen. Es ist erschienen die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes. Wir haben Vergebung der Sünden, wir haben in Christus ewiges Leben. Er hat in die Welt Frieden und Freude gebracht. Seine Gaben wollen wir nicht verschmähen. Wo man ihn aufnimmt, kommt neues Leben in die Familien, neues Leben in die Herzen der einsam im Arbeitsgetriebe Stehenden. —

Als der Gottesdienst zu Ende war, gingen die sieben Mecklenburger still nach Hause. Am Nachmittag

trafen sie ihren Mitarbeiter und drückten ihm dankbar die Hand. Sie sagten ihm, daß sie im Weihnachtsgottesdienste inne geworden wären, wie arm und trostlos sie ihre ganze Jugendzeit hindurch gelebt hätten und wie reich das sei, das der christlichen Gemeinde geboten werde. Sie versprachen, in der Zukunft anders zu leben, namentlich auch das Gotteshaus fleißiger zu besuchen.

Ob sie ihr Versprechen gehalten haben? Wer weiß, wohin sie das vielgestaltige Leben verschlagen hat. Am nächsten Weihnachtsfeste sind sie vielleicht einem Prediger in die Hände gefallen, der gegen Häckel und Darwin, gegen die moderne Theologie und den modernen Zeitgeist, gegen die Begehrlichkeit der unteren Stände eiferte, oder einem anderen, der mit großem Scharfsinn nachwies, daß die Erzählung von der Geburt des Heilandes im Stalle zu Bethlehem ein Produkt der Sage und des Mythus, daß Jesus selbst höchstwahrscheinlich gar keine geschichtliche Persönlichkeit sei. Und da sind ihre Seelen wieder hinaus in die Wüste gegangen.

4. Wozu die alte Großmutter nötig war.

Die Gemeinde hatte ein Mitglied mehr bekommen, aber es war kein Steuerzahler, kein junger, arbeitsfähiger Mann sondern nur eine alte Witwe. Da wo die Taunusberge steil nach dem Rhein abfallen, in der Gegend, wo die Loreley steht, lag ihr Heimats-

Digitized by Google

dorf. Der Mann, ein Bergmann, war nach langem Leiden gestorben; das kleine Anwesen wurde verkauft und die alte Frau zog in die Industriegemeinde, wo sich nach und nach ihre vier Kinder angesiedelt hatten. Im Hause einer verheirateten Tochter fand sie Unterkunft.

Die alte Großmutter, eine kleine schwache Frau, litt schwer an Asthma. Meist saß sie in ihrem Sessel, den sie aus der Heimat mitgebracht hatte und der mit seiner alten Form seltsam von den neumodischen, in der Stadt gekauften Möbeln der Tochter abstach. Dann kam eine Zeit, in der sie fast ständig im Bette sitzen mußte. Das war ihr aus zwei Gründen leid. Erstens konnte sie nicht mehr in die Kirche gehen. Diese hatte sie auch in der Industriegemeinde nur höchst selten versäumt. Es waren einige alte Frauen aus ihrer Heimat, die gleichfalls zu ihren Kindern gezogen waren, in der Gemeinde. Diese gingen jeden Sonntag zusammen und machten, wenn sie in ihrem sauberen, bescheidenen Anzug, mit den schwarzen Tüchern, die sie auf dem Kopfe trugen, zur Kirche gingen, neben den geputzten Frauen, die mit dem städtischen Leben schon länger in Verbindung waren, einen so schlichten, rührenden Eindruck. Sodann war es der Großmutter so leid, daß sie nicht mehr arbeiten konnte. Sie hätte so gern mit angefaßt, konnte aber nicht mehr aus Atemnot und Schwäche. So saß sie in ihren letzten Lebensjahren im Bett, hatte Bibel, Gesangbuch und Gebetbuch neben sich auf dem Tische liegen.

Es wohnten viele Familien in dem Hause, darunter nicht lauter gute Elemente. Der junge Lackierer, der auf demselben Hausflur wohnte, hatte sich vor kurzem verheiratet. Die Hochzeitsfeierlichkeit für ihn

und seine junge Frau bestand darin, daß beide mit den beiden Trauzeugen sich im Dorfe hin und her fahren ließen, um in den Zwischenpausen in den verschiedensten Wirtshäusern einzukehren. Der junge Mann war ein großer Komiker, er steckte voll von Kouplets, die er bei jeder Gelegenheit vortrug. Das, was in der Kirche gesagt wurde, bezeichnete er kurzweg als „Schwefel, den er nicht mehr glaube".

Der Fuhrmann im Hinterhause kam fast jeden Abend betrunken nach Hause, dann schlug er Frau und Kinder in unbarmherziger Weise und fluchte alles vom Himmel herunter. Seine Frau war auch nicht viel wert. Den größten Teil des Tages stand sie nachlässig angezogen, auf der Straße und schwatzte mit anderen Weibern oder sie lief, ohne Veranlassung dazu zu haben, im Dorfe hin und her. Und der älteste Sohn hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen die Schule.

Der Maschinenheizer im oberen Stocke hatte sechs kleine, schlecht genährte, skrophulöse Kinder. Jeden Samstag, wenn er seinen Lohn hatte, ging er mit der Frau in die angrenzende Stadt. Um eins oder zwei in der Nacht kamen beide betrunken heim.

Dann war noch die Dora zu nennen. Die wohnte zwar nicht im Hause, kam aber regelmäßig, wenn sie ihre Dienststelle wieder einmal verlassen hatte, zu ihrer verheirateten Schwester, die im Hause wohnte. Das geschah sehr oft. Die Dora war sehr fein, hatte gebrannte Locken, einen Staubmantel und ein „Verhältnis" mit einem Schreinergesellen.

Nun war es seltsam, wie das stille, geduldige, fromme Wesen der Großmutter auf die ganze Um-

Digitized by Google

gebung wirkte. In einer Nacht hatte sie einen sehr schweren Anfall ihrer Krankheit. Sie ließ den Geistlichen rufen, damit er mit ihr beten solle. Als dieser kam, war der Lackierer im Zimmer; man hatte ihn gerufen, damit er beim Auf- und Niederheben der Kranken helfen sollte. Er hörte das Gespräch des Pfarrers mit der Kranken an, sah, wie diese so gefaßt und gottergeben von ihrem Ende sprach, vernahm den 23. Psalm. Am anderen Tage konnte er die Bibelstelle gar nicht aus dem Kopfe bringen. Abends kam er wieder zu der Kranken, die sich erholt hatte, forderte die Bibel und las die Stelle nach. Und vierzehn Tage später ging der Lackierer abends um acht Uhr in den Passionsgottesdienst. Es war ja dunkel auf der Straße, da wurde sein Kirchgang in der „Partei" nicht bekannt.

Die anderen Hausbewohner begannen allmählich sich vor der alten Frau zu schämen, wenn sie sich gehen ließen. Der Fuhrmann und seine Frau hörten, wie die Großmutter 44 Jahre lang in Frieden mit ihrem Manne gelebt hatte, wie sie beide mit nichts angefangen, sich aber im Lauf der Jahre ein Haus und einige Äcker angeschafft hatte. Der Heizer und seine Frau mußten, um in ihre Wohnung zu gelangen, am Zimmer der alten Frau vorübergehen. Da geschah es zuweilen, daß Nachts die Tür des Krankenzimmers offen stand, da die Kranke nach Luft verlangte, und daß sie mit großen Augen nach dem Ehepaar sah, das polternd und stolpernd die Treppe hinaufstieg. Da schämten sich die beiden und machten, daß sie Abends um neun Uhr mit ihren Einkäufen fertig waren und in nüchternem Zustande heimkamen. Endlich die Dora

hörte, daß die Großmutter 14 Jahre lang von ihrer Konfirmation bis zu ihrer Verheiratung ununterbrochen in einer Mühle gedient habe. Seit dieser Zeit wurde sie etwas solider.

Als die alte Frau begraben wurde, nahmen alle an dem Begräbnisse Teil: Der Lackierer mit Frau, der Fuhrmann mit Frau, der Heizer mit Frau und auch die Dora. Die Leichenrede wurde gehalten über Ps. 71, 18; „Auch verlaß mich nicht, Gott, im Alter, wenn ich grau werde, bis ich deinen Arm verkündige Kindeskindern und deine Kraft allen, die noch kommen sollen." Sie verbreitete sich über die Frage: wozu sind alte Leute, die nicht mehr arbeiten können, nötig? Alle, die mit der zu Grabe Getragenen im Hause gewohnt hatten, hörten aufmerksam zu, und der Lackierer sagte diesmal nicht, daß der Pfaffe den Leuten Schwefel vorgemacht habe.

5. Von zwei Ertrunkenen.

Ein junger, in einer Maschinenfabrik beschäftigter Schmied war beim Baden im Rhein ertrunken. Aus den Papieren, die sich in seinem Logis fanden, stellte man Heimat und Adresse der Eltern fest. Der Ertrunkene stammte aus einem kleinen Dorfe in der Nähe von Nürnberg; nach mancherlei Irrfahrten erreichte das Telegramm den Vater, einen alten, armen Schneider. Da machte sich der alte Mann, der nie in seinem Leben eine größere Reise gemacht hatte, auf und fuhr zu seinem toten Sohne. Als er zu mir kam

erzählte er mir, er habe bis Morgens vier Uhr arbeiten müssen, um einen Anzug für ein Fest fertig zu machen; um sechs Uhr sei er zur Bahnstation gegangen. Fromm und geduldig trug er sein schweres Leid. „Gegen unseren lieben Heiland", sagte er, „können wir halt nichts machen". Der Sohn war Mitglied des Metallarbeiterverbandes gewesen, und die Mitglieder dieses Verbandes wollten ihrem Freunde das letzte Geleite geben. Die Vertreter der Firma, bei der der junge Mann gearbeitet hatte, ein junger Prokurist, fürchtete, wie er mir sagte, es würden am Grabe Ausdrücke fallen, die sich gegen das christliche Empfinden richten, z. B. „Lebe wohl auf Nimmermehrwiedersehen." Aber die Leute sagten, daß sie das nicht beabsichtigten. Als ich nach dem Friedhof kam, standen sie schon vollzählig, regelrecht wie eine Kompagnie Soldaten in zwei Gliedern aufgestellt, mit abgenommenen Hüten vor dem Grabe. Die Grabrede brachte im wesentlichen die Gedanken des Liedes „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" und betonte energisch die christlichen Gedanken von der Eitelkeit des Irdischen und der Pflicht der Bereitschaft auf das Ende. Lautlos wie eine Mauer stand die Zuhörerschaft, in ihrer Mitte der Vater des Toten. Natürlich fehlte am Schlusse die rote Schleife nicht, aber der Redner, augenscheinlich ein bezahlter Agitator, redete sehr maßvoll. Und ein zweiter Redner sprach direkt in christlichem Sinne. Selten habe ich eine andächtigere Zuhörerschaft gehabt als die Leute vom Metallarbeiterverband. –

Einige Jahre später war ein achtzehnjähriger Wagner aus Württemberg ertrunken. Er war auf der Wanderschaft begriffen, wollte nur kurze Zeit bei uns

Digitized by Google

bleiben und dann stromabwärts nach Cöln reisen. Auch hier gab es wieder ein Hin- und Hertelegraphieren, bis man Heimat und Angehörige ermittelt hatte. Zwei Brüder, die in der Nähe arbeiteten, kamen zur Beerdigung. Die Mutter, die im Schwarzwald wohnte, ließ nichts von sich hören. Aber der Portier der Fabrik, in der der junge Mann gearbeitet hatte, brachte mir einen Brief, den die Mutter zehn Tage vorher an den Sohn geschrieben und den man in dessen Rocktasche gefunden hatte. Der Brief, der sich heute noch in meinen Papieren befindet, hatte — es sind nur unwesentliche Abkürzungen vorgenommen worden — folgenden Inhalt:

„B., den 28. Mai 1900.

Lieber Gottlieb! Ich habe Deine Karte erhalten. Es tut uns leid, daß Du immer weiter in die Fremde von uns fortkommst. Die Anna (die kleine Schwester des Verunglückten) hat so Verlangen nach Dir gehabt, sie hat immer gesagt, Du kommst in der nächsten Vakanz zu ihr und tust sie heimbegleiten, Sie sagt immer, warum Du auch so weit fortgehst. Das kann sie nicht verstehen. Wir haben eben geglaubt, Du gehest wieder nach Mannheim. Ich wäre auch viel ruhiger gewesen, ich meinte immer, es wäre besser, wenn Du bei einem Meister wärest, anstatt in der Fabrik bei so vielen Gesellen. Du bist noch jung und so vielen Versuchungen ausgesetzt. In der Fabrik wirst Du auch nicht weiter kommen. Doch kann ich Dir nicht helfen, ich schreibe bloß meine redliche Meinung. Sei so gut und lasse Dich nicht mit schlechten Menschen ein! Du hast den Spruch gelernt: Mein Kind, wenn Dich die bösen

Buben locken, so folge ihnen nicht. Lieber Gottlieb, gehe nicht zu weit in die Welt hinaus und vergiß das Gebet und Deine Heimat nicht, und solltest Du jemals in Not kommen, so weißt Du, daß Du noch eine Mutter hast, die Dich nicht im Stiche läßt. Schreibe auch bald wieder; ich bin allemal wieder ruhiger, wenn ich eine Antwort von Dir habe. Es hätte uns recht gefreut, wenn Du uns besucht hättest. Ich hätte Dir vieles zu sagen, aber ich will schweigen, bis wir wieder miteinander reden können. Ich hoffe fest, Du wirst auch wieder umkehren und nach Hause kommen. Lieber Gottlieb, ich bitte Dich nochmals, vergiß Deine Mutter nicht und gib mir doch von Zeit zu Zeit wieder Antwort, ich warte allemal mit Schmerzen darauf. Jetzt will ich mein Schreiben schließen mit vielen Grüßen von uns allen. Bleibe gesund und brav und schreibe recht bald wieder. Es grüßt Dich nochmals Deine Mutter."

Die Gedanken der Grabrede waren durch diesen Brief gegeben. Die Sehnsucht der kleinen Schwester nach dem älteren Bruder, die Sorge der Mutter um ihren Sohn, ihre Mahnung, Heimat und Gebet nicht zu vergessen und nicht in die Versuchung einzuwilligen, das war der Inhalt der Rede, die unter dem Junihimmel, an einem Sonntagnachmittag vor 500 Erwachsenen, von denen mindestens 200 junge, ortsfremde Arbeiter waren, gehalten wurde.

6. Die kreuztragende Großmutter.

Industriegemeinden sind eine wahre Musterkarte von verschiedenen Abstufungen des christlichen und unchristlichen Lebens. In Landgemeinden herrscht darin meist ziemliche Gleichförmigkeit. Wir dagegen haben Atheisten und Pietisten, kirchlich gesinnte Menschen und solche, die Kirchenluft absolut nicht vertragen können, frivole Spötter und schlichte, treuherzige Bibelchristen. Das Leibblatt des einen ist die sozialdemokratische „Volkszeitung", das Organ des andern, der in der Werkstatt neben ihm steht, das „Hessische evangelische Sonntagsblatt". Der eine hält zu Häckel, der andere zu einem Wanderprediger der Irvingianer. Vor einem Gottesdienste taufte ich einmal im Hause eines zielbewußten Genossen, der sich natürlich in den Wald begeben hatte, ehe der „Pfaffe" kam; nach dem Gottesdienste redete ich auf Verlangen der Dienstherrschaft mit einem alten Dienstmädchen aus Württemberg, das Teufelserscheinungen hatte und jedenfalls von der bekannten „württembergischen Besessenheit" befallen war. Zur Beruhigung meiner Leser teile ich mit, daß ich keinen Exorzismus vorgenommen habe.

Besonders liefert uns das Schwabenland eine Menge originaler Figuren. Die kreuztragende Großmutter, von der hier erzählt werden soll, stammte aus einer bekannten, streng pietistischen Gemeinde Württembergs, war mit Kapff und anderen Größen des Schwabenlandes in ihrer Jugend bekannt gewesen. In ihrem Alter machte sie allerhand komische Streiche. So verwendete sie einen großen Teil ihrer Zeit darauf, einer armen, alten Frau zur Erlangung einer Erb-

schaft im Betrage von 28 Millionen Gulden, die bei der ostindischen Bank in Amsterdam deponiert waren und dort seit dem Jahre 1828 des rechtmäßigen Erben harrten, zu verhelfen. Zu diesem Zwecke reiste sie nach Kissingen und bat Bismarck, der auf einem Spaziergang begriffen war, um seine Intervention. Leider hielten die Begleiter des Reichskanzlers die hilfsbereite Schwäbin für geistesgestört und ließen es nicht zu einer Audienz kommen.

Mit einem ihrer Enkelsöhne hatte die Großmutter entschiedenes Unglück. Der Schlingel konnte die Luft der Schulstube nicht vertragen. Anstatt frühmorgens dem Glöcklein zur Schule zu folgen, folgte er lieber einem Truppenteil, der zum Exerzieren ausmarschierte, legte sich auf dem Exerzierplatze in das Gras und lachte über seine Altersgenossen, die, während er sich dem vergnüglichen Geschäfte des Nichtstuns hingab, im heißen Schulzimmer ausrechneten: „Ein Schüler gab aus für ein Buch $1\frac{24}{25}$ M., für $\frac{1}{2}$ Dutzend Bleistifte $\frac{9}{25}$ M., für 1 Dutzend Hefte $\frac{24}{25}$ M., für Papier $\frac{10}{25}$ M. Wieviel Geld erhielt er auf ein Fünfmarkstück heraus?" Der Polizeidiener, der den Jungen zur Schule abholen sollte, hatte schwere Plage mit ihm, da er ihm oft entwischte. Einmal sprengte ein reitender Gendarm dem Ausreißer nach und fing ihn ein. Auch der Konfirmandenstunde konnte der Junge keinen Geschmack abgewinnen. Deshalb kam er in Konflikt mit seinem Pfarrer. Dieser machte in mehreren Briefen dem Vater Mitteilung von dem Verhalten seines Sohnes, wandte auch in einem Falle ungebrannte Asche an. Nun ging der feinfühlige Konfirmand erst recht nicht in den Unterricht. Der Pfarrer versuchte sein letztes

Digitized by Google

und schrieb dem Vater, den er nicht treffen konnte, einen eingeschriebenen Brief. Da legte sich die Großmutter in das Werk und schrieb dem Geistlichen mehrere Briefe, von denen die folgenden hier mitgeteilt seien.

„Geehrter Sehlsorger der Evangelischen Gemeinde A. in Hessen ich bin aus Würtemberg da sind mir die Kirchliche Gesetze bekandt da wurde zu meiner Zeit innre Mißion gründet in jeder Gemeinde welche mit dem Seelsorger die Pflicht hatten in die Familien hinein zu gehen um die Mißstände aufzusuchen und mit Rath und That dehnen zu Hilfe kommen die auf dem rechten Wege stecken bleiben. Die Innre Mißion übernimmt die Christenpflicht diejenige welche zu tief stecken die Liebes Hand zu reichen um auf dieße oder jehne Art zu helfen d. h. eine christliche Gemeinde.

Der Nahme Christ finde ich für ungenügent das sehe ich leider deutlich genug an dem Emil Werner, das ist sonst ein ganz ruhiger fleißiger Bub und der hat nun die Idee sich in den Kopf gesetzt der Herr Pfarrer schlage ihn und da fängt er an zu zittern und wird wie versteinert und wir bringen ihn um alles in der Welt nicht mehr in der Schuhle. sein Vater hat ihn deshalb schon so zerschlagen wie ein Todter ich sehe nun daß es jetzt ein Unglück gibt welches das nathürlichste auf dießem Wege ist: denn der Mann hat für 9 Persohnen im Taglohn die Bedürfnisse des Lebens zu verdienen und die Frau hat täglich 9 Kinder am Tisch ohne die viele Wasch u. t. gl. ganz allein, die muß zusammenbrechen und nun durch die Zerwürfniße hin und

her auch noch die viele Schuhlstrafe dazu. Das Gesetz allein kan hier nur den Tod deß einen oder deß anderen herbeiführen wo ich ich zum voraus sehe, daß es nicht mehr lange dauert. gibt es denn in einer christlichen Gemeinde keinen Mittelweg mehr!? Was hilft denn all das segnen mit den Worten und sonst kein Zeichen der Liebe. ich weiß nun nicht muß ich es tragen, als eine Strafe Gottes welche auf meiner Familie ruht, so möge es mir doch der liebe Gott offenbahren damit ich mich noch tiefer darunter beugen lerne denn die kurze Zeit auf Erden ist ja nur eine Schule zunächst für mich. Denn so tief hinab so hoch hinan, führt Er auf Seiner Wunderbahn. so viel Gott zu läßt darf auf mir abgeladen werden, denn dadurch bin ich genöthigt und berechtigt, auferstehungskraft anzuziehen welche im Verdienste Jesu verborgen liegt. ich habe bis jetzt als Großmutter gethan was ich konte und wenn ich weiter thun soll, muß mir Gott die Kraft dazu geben, denn sonst vermag ich es nicht. Der Hilfe des Herrn harrent und herzlich grüßend zeichnet Frau Leible."

Der zweite Brief lautete: „Geehrter Herr Pfarrer. In der Angelegenheit meines Enkels Emil Werner sehe ich mich genöthigt, Ihnen zu schreiben denn Sie haben 2 mal an Werner geschrieben und jedesmal 40 Pfg. für den Brief bezahlt was soll denn das bedeuten ich war doch bei Ihnen und habe mein ganzes Anliegen dieser Sache ihnen Mündlich geglagt und Ihnen versprochen ich wolle aus Liebe zu meiner Familie wie auch aus Liebe zur Wahrheit alle Lasten in dießer Sache auf mich nehmen und

Sorge tragen, daß der Bub gerettet wird. Aber Sie sind ja nicht darauf eingegangen warum den nicht? nun muß ich Ihnen belästigen mit der Bitte ich sehe Sie gehen vor in Ihrer Gerechtigkeit! so bin ich genöthigt als Großmutter welche das Kreuztragen gelernt hat Ihnen nachzufolgen als Priester und bitte Ihnen mich zu verklagen und niemand andres denn ich habe das Kreuz auf mich genommen. Achtungsvoll grüßend Frau Leible."

Personen und Zustände der Industriegemeinde treten fast greifbar aus diesen Briefen hervor. Die Personen dieser Tragikomödie sind der die Schule schwänzende Knabe, der durch Prügel erziehende Vater, der Pfarrer, der sich um Ordnung in der Konfirmandenstunde bemüht, die Hauptperson ist jedoch die kreuztragende Großmutter. In ihrer Jugend hat sie den gesunden schwäbischen Pietismus kennen gelernt. Der ist leider in ihr, als sie alt war, zur Karikatur geworden, anstatt daß er als ein belebendes Element in die Anschauungswelt der Industriearbeiter und ihrer Familien eingedrungen wäre.

7. Ein seltsames Begräbnis.

An einem Nachmittag im Oktober hatte ich einen kleinen, seltsamen Leichenzug nach dem Friedhofe zu führen. Außer mir waren es nur sechs oder sieben Männer und eine barmherzige Schwester, die mitgingen. Die Männer waren nicht, wie man es sonst bei Begräbnissen sieht, schwarz gekleidet; sie trugen ärmliche,

aber saubere Anzüge und Schirmmützen. Es waren Leute aus Russisch-Polen, die bei einem großen Bahnbau als Erdarbeiter beschäftigt waren. Ein Landsmann von ihn, ein junger, siebzehnjähriger Mensch, war fern von seiner Heimat gestorben. Der eine der Männer sagte mir: „Wir sind Untertanen des Kaisers von Rußland; ich habe in der russischen Armee gedient wie hier meine Freunde auch; wir sind alle evangelische Christen". Die Leute waren auch von deutscher Abstammung. Ihr Sprecher sagte mir, daß der Verstorbene „ein fleißiger Bengel" gewesen sei und seine Mutter, eine alleinstehende Witwe, durch Geldsendungen unterstützt habe. Außer diesen Männern und der Schwester, die den Kranken gepflegt hatte, standen noch der Fuhrmann des Leichenwagens und der Totengräber am offenen Grabe. Meiner Grabrede hatte ich wie schon öfters, wenn Menschen fremd und unbekannt in unserer Gemeinde gestorben waren, das Gotteswort 1. Mose 28, 15 zu Grunde gelegt: „Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehest und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht lassen, bis daß ich tue alles, was ich dir geredet habe." Ich führte aus, wie Gott den Jüngling behütet habe, als er in die Fremde zog und wie er ihn jetzt nicht in das Land, von dem er ausgezogen war, wohl aber in ein besseres Vaterland gebracht habe. Ich bat seine Arbeitsgenossen, die sich darauf rüsteten, nach der Heimat zurückzukehren, der Mutter des Dahingeschiedenen mitzuteilen, daß ihr Sohn in christlicher, evangelischer Weise zu Grabe getragen worden sei. Der Fuhrmann des Leichenwagens, ein braver, katholischer Mann, trat nach der Leichen-

feier zu den fremden Arbeitern und sagte ihnen: „Euer Freund ist gerade so beerdigt worden, als wenn er der erste Mann in unserer Gemeinde gewesen sei." Die russischen Arbeiter gaben mir das Geleite bis zu meiner Wohnung. Wer weiß, wo sie jetzt weilen; vielleicht sind sie in der Mandschurei gefallen.

Dieses Begräbnis gestaltete sich etwas anders, als wie es in meiner ersten Gemeinde, deren evangelisch-kirchliches Leben mit der Reformation der Kurpfalz, im Jahre 1560 begonnen hatte und die zumeist Bauern umfaßte, die Regel war. Wenn dort ein Gemeindeglied gestorben war, so ging die Totenfrau von Haus zu Haus und lud zum Begräbnisse ein. Zur festgesetzten Stunde fanden sich die Teilnehmer ein, die Männer in schwarzen, oder, was namentlich für die älteren unter ihnen nach der alten Mode galt, in langen blauen Kirchenröcken, die Frauen in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Kopftuche. In dem Wohnzimmer, das gedrängt voll war von Verwandten, die fast alle in der Gemeinde wohnten, wurde eine kurze Andacht gehalten. Dann ging es nach dem Friedhofe. Die Feier am Grabe war rein liturgisch. Schriftwort und Gebet des Geistlichen wechselten mit den Gesängen eines Kinderchors. Nach dieser Feier traten die brüllenden Weiber in Aktion. Während der liturgischen Handlung bewahrten sie musterhaft ihre Fassung. Sobald aber der letzte Ton des Kindergesanges verklungen war, traten sie vor, hielten das Taschentuch vor den Mund und apostrophierten den Toten oder die Tote, die sie im Leben oft gehörig geärgert hatten, mit den Worten: „Du warst so brav und so gut, wie tust mir so leid." Auf diese Rede folgten so sicher,

wie auf die Predigt das Amen kommt, laute, unartikulierte Klagetöne. Dann ging es nach der Kirche, wo die Leichenpredigt gehalten und der Lebenslauf verlesen wurde. Stoff zu dem letzteren gaben die Kirchenbücher; ungefähr folgende Form war dabei stereotyp: „Eva Katharina Brunnwieser, geb. Thomas wurde dahier geboren am 6. März 1820 als das 5. Kind, die 3. Tochter des Landwirts Johannes Thomas und seiner Ehefrau Maria Susanna, geb. Wegerle. Am 9. März 1820 empfing sie die heilige Taufe; Taufpatin war Eva Katharina Huber, ehelich ledige Tochter des Landwirts Jakob Huber und dessen Ehefrau Philippine, geb. Griesheimer. Im Jahre 1834 wurde die Entschlafene konfirmiert. Sie verheiratete sich am 6. November 1844 mit Philipp Friedrich Brunnwieser, Landwirt und Ortsbürger dahier. Aus dieser Ehe gingen 4 Kinder hervor, die jetzt alle verheiratet sind; 7 Enkelkinder trauern an dem Grabe der Großmutter. Sie starb nach kurzem Krankenlager am 27. Juli 1895 im Alter von 75 Jahren, 4 Monaten und 21 Tagen." Zum Schluß sang die Gemeinde: „Nun, du Erlöster, schlaf in Ruh, wir gehen unsern Hütten zu und machen für die Ewigkeit durch Buß' und Glauben uns bereit." An dieser Strophe hatte die Gemeinde auch, als das Gesangbuch, in dem sie stand, längst abgeschafft war, doch noch festgehalten.

Am nächsten Tage kam dann ein Familienglied des Verstorbenen zum Geistlichen, dankte für dessen Mühwaltung, fragte nach den Kosten und gab, nachdem es erfahren hatte, daß alle Akzidenzien abgeschafft seien, einen Beitrag zur Armenbüchse.

So war es einmal wie das anderemal, und so ging es wohl schon ein Jahrhundert oder länger in der Gemeinde zu. Herkommen und Sitte bestimmten die äußere Form des Begräbnisses. Ich glaube nicht, daß unter den vielen, die ich in dieser Gemeinde zu Grabe zu geleiten hatte, einer war, der nicht am Orte selber geboren war. In der Industriegemeinde haben wir weder Herkommen noch Sitte und die Menschen, mit denen wir es zu tun haben, wechseln so rasch und so oft, wie die Bäume und Häuser, an denen wir im D-Zuge vorüberfahren.

8. „Pascholl!"

Aus dem deutschen Osten, von der russischen Grenze her, war die ungefähr 57jährige Frau, die ich in ihren letzten Lebenstagen öfters besuchte, nach dem deutschen Südwesten gekommen. Ungefähr zehn Jahre wohnte sie da, hatte aber nicht im geringsten an dem neuen Wohnorte Heimatgefühl erringen können. Sie war eine feine Frau, wiewohl sie keine Geheimrätin und keine Professorsgattin, sondern die Frau eines Handwerkers war. Die Ureinwohner des Dorfes, in dem sie lebte, sind Leute derben Schlages. Fanatisch katholisch haßt die Mehrzahl auf das äußerste die in den letzten Jahrzehnten zugezogenen „Lutherischen". Einer meiner Konfirmanden wurde dort auf der Straße einmal von anderen Jungen geschlagen. Eine Frau kam ihm zu Hilfe und fragte den Jungen, wer er wäre und wohin er gehen wolle.

Als sie hörte, daß er in die Konfirmandenstunde gehen wollte, sagte sie: „Hätte ich gewußt, daß du ein lutherischer Dickkopf wärest, so hätten dich die Buben ruhig hauen können." Tradition und Sitte sind bei den Ureinwohnern noch sehr stark. Die Männer, durchweg Gemüsegärtner, tragen die Tracht, die schon ihre Vorfahren trugen, als das Dorf zum Arrondissement Mayence und zum Departement Mont Tonnerre gehörte: derbe Lederstiefeln, gestrickte Jacken mit zwei Reihen weißer Knöpfe, hohe Tuchmützen. Die Frauen bringen einen großen Teil des Tages auf den Märkten der umliegenden Städte zu und haben infolge ihrer Praxis auf den Marktplätzen eine erstaunliche Redegewandtheit. Die Sprache der Ureinwohner klingt sehr breit, aber nicht schön. „Kumm mol har" heißt bei ihnen so viel als anderwärts „komme einmal her". „Dem Franz Silveschter Müller, dem dreiundzwanzigschte, sein Pankraz werd Parre, erscht aber Kaplon" heißt soviel wie „dem Franz Silvester Müller XXIII. sein Pankratius wird Pfarrer, zuerst aber Kaplan." Geld ist infolge der trefflichen Gemüsekultur und des guten Absatzgebietes unter den Leuten. Die Männer gehen oft ins Wirtshaus und essen dort sogar, was sonst ein Bauer nimmermehr tut, zu Abend. Die Frauen tragen Wochentags die schweren Marktkörbe auf dem Kopfe, Sonntags sind sie gekleidet wie die Damen der benachbarten Großstädte.

In diesem Milieu fühlte sich die Ostpreußin nicht wohl. Das Leben, das sie umgab, war ihr fremd und rauh. Sie verstand nicht die Mundart der Leute sie hatte mit keinem Menschen aus dem Dorfe Umgang und wollte auch keinen Umgang haben. Sie

Digitized by Google

war ganz vereinsamt; denn der Mann war wochenlang in seinem Berufe abwesend und die eine Tochter war Ladnerin in der Stadt. Die ältere Tochter, die sich und die Mutter durch Nähen ernährte, war deren Pflegerin, zugleich der einzige Mensch, mit dem sie Verkehr hatte.

Als ich die an Lungenschwindsucht erkrankte Frau zum erstenmal besuchte, war das Leiden schon sehr weit vorgeschritten. Die Kranke, eine große, blasse Frau, lag meist auf dem Sofa. Es war in der ersten Zeit nicht ganz leicht an sie heranzukommen. Aber es gibt ein treffliches Mittel, um ältere Leute zum Reden zu bringen, man bringt nämlich die Rede auf ihre Heimat. Da werden die Schleusen aufgezogen, und der Strom ergießt sich. Die Frau wurde nicht fertig, mir von ihrer ostdeutschen Heimat und ihrer Jugend zu erzählen. Sie hatte erst mit 38 Jahren geheiratet, vorher war sie Wirtschafterin auf Rittergütern gewesen. Gern schilderte sie das ruhige, stille Leben, das dort am Sonntag geherrscht habe. Sie berichtete, wie sie niemals zu Tanz und zu anderen Vergnügungen gekommen und doch zufrieden gewesen sei, wenn sie am Sonntagnachmittag in ihrem Stübchen gesessen habe, bis die gnädige Frau sie zu sich in den Garten gerufen habe. Sie erzählte, wie ihr Bruder 1866 in den Feldzug nach Böhmen gezogen, wie der Herr Baron 1870 als Reserveoffizier mit dabei gewesen sei, wie man die Butter, die sie bereitete, gelobt und wie sie immer so einfache, nette Kleider getragen habe. Im Mittelpunkt ihrer Erzählung stand ein Bericht über eine Reise nach Rußland, die sie mit der Frau Baronin gemacht hatte. Überall an den Schlag-

bäumen war der Wagen angehalten worden; sobald jedoch der Rubel fiel, sagten die Schlagbaumwärter oder Gendarmen: „Paschol!", d. h. „kann passieren". Und da hatte nun die Wirtschafterin dieses „Paschol!" so treffend den Russen nachmachen können, daß die gnädige Frau immerfort sagte: „Nein, Friederike, du bist zu komisch". Die schwerkranke Frau auf dem Sofa machte es mir wiederholt vor, mit welchen Mienen und in welchem Tonfalle die Russen das „Paschol!" ausgesprochen hatten. Und immerfort bei meinen Besuchen erzählte mir die Kranke von ihrer Jugend und ihrer Heimat, von Polen, Russen und Deutschen und von dem stillen Leben, das sie früher geführt hatte. Sie sprach es offen aus, daß sie froh sei, jemand zu haben, dem sie erzählen und mit dem sie sprechen konnte; sämtliche Photographien ihres kleinen Albums mußte ich ansehen und mir sagen lassen, wer die Leute in den altmodischen Trachten waren.

Nach meinem dritten oder vierten Besuche begehrte die Kranke das heilige Abendmahl, und nun war ganz ungesucht die Gelegenheit da, von religiösen Dingen zu reden. Auch wenn sich die Anknüpfung hierzu nicht gefunden hätte, so wäre die Zeit, die ich auf diese Besuche verwendete — jeder einzelne derselben nahm mir, da die Kranke in einer Filialgemeinde wohnte, zwei Stunden weg — nicht nutzlos angewandt gewesen. Mancher arme heimatlose Kranke hat Erleichterung, Freude, Erquickung genug, wenn er sich vor dem Seelsorger, zu dem er Vertrauen gefaßt hat, einmal aussprechen und ihm von den schöneren Stunden seines Lebens erzählen kann. Natürlich müssen wir danach streben, daß wir mit dem Kranken

von dem einen reden, das not tut. Aber — diese Warnung gilt namentlich dem Anfänger — um alles in der Welt nicht die Unterredung über religiöse Dinge an den Haaren herbeiziehen und nach Husarenart auf die angefochtene Seele eindringen. Nur der Tölpel wird ohne jede Anknüpfung und Vermittlung den Kranken zum Beten auffordern. Beten, namentlich gemeinsames Beten ist doch ein zu zartes Ding, als daß man dazu auffordern dürfte, wie man zum Essen auffordert. In unangenehmer Erinnerung steht mir eine Pfarrkonferenz, auf der über Seelsorge verhandelt wurde. Ein ganz junger Geistlicher, der Seelsorger in einem Gefängnisse war, sagte: „Ich bete jedesmal und regelmäßig mit jedem Gefangenen, der eingeliefert wird." Und ein älterer Pfarrer meinte, das Gespräch, das man mit dem Kranken führe, müsse und solle diesen aufregen. Ob der junge Gottesmann mittlerweile nicht doch schlechte Erfahrungen gemacht hat, wenn er mit seinen Dieben und Messerhelden betete und ob der alte Gottesmann wenn die eigenen Familienglieder schwer erkrankt waren, auch sofort aufregende Gespräche geführt hat? Es soll ein Buch geben, in dem von einem Seelsorger, wenn er einen Leidenden sah, gesagt wird: „Es jammerte sein".

9. Die Anna aus der Pfalz.

Über feine Bildung verfügte die Anna, die mit ihrem Manne und ihren Kindern aus ihrem pfälzischen Dorfe nach der Industriegemeinde gezogen war, nicht, aber sie war sehr derb in jeder Hinsicht.

Besonders in ihrer Redeweise. Da regnete es nur Flüche und garstige Ausdrücke, und es war der Anna ganz einerlei, mit wem sie sprach; sie redete, wie sie es gewöhnt war. Sie hatte einen großen Teil ihres Lebens im Kuhstalle zugebracht und sich bei ihren Vierfüßlern nicht weiter in der Konversation und in gutem Tone geübt. Aber sie war dennoch brav und hatte ein gutes Gemüt. Es war ein dummer Streich, daß sie und ihr Mann das Bauerndorf, wo sie im Taglohn auf dem Felde und im Weinberg gearbeitet hatten, verlassen und in die Industriegemeinde übergesiedelt waren. Sie waren schon zu alt, beide über vierzig Jahre, um sich noch in die neuen Verhältnisse einleben zu können. Warum waren sie eigentlich weggezogen? Nun, die Bauern bezahlten nicht besonders, und im Winter, vom November bis zum März, gab es gar keine Arbeit. Das Ehepaar hoffte, in der Industriegemeinde besser vorwärts zu kommen, darum verkauften sie ihr Häuschen mit dem kleinen Garten, und der Ehemann fand Beschäftigung in der chemischen Industrie.

Aber es ging ihnen, wie es schon manchem gegangen ist, der in Amerika sein Glück zu finden hoffte. Sie bereuten bitter, die Heimat verlassen zu haben. Mit der Arbeit, die der Mann gefunden hatte, ging es einigermaßen, aber das Leben in der fremden Gemeinde war derart, daß sich die beiden Eheleute nicht mehr hineinfinden konnten. Besonders die Wohnungsverhältnisse in der Industriegemeinde verleideten ihnen hier den Aufenthalt. In dem Dorfe, in dem sie beide geboren waren und lange Jahre als Knecht und Magd bei reichen Bauern gedient hatten, besaßen

sie ihr Häuschen. Das stand in der Gasse, in der dort die armen Leute wohnen. Geräumig war es nicht. Der Hausflur diente zugleich als Küche; nebenan war die Stube, in der die Familie wohnte, aß, schlief und arbeitete. Oben, unter dem Dache, war noch eine Kammer. In dem kleinen Hofe stand ein Stall, der zwei Ziegen beherbergte; in dem Gärtchen daneben pflanzte die Frau Kohlrabi und Weißkraut, auch Nelken und Stiefmütterchen. Mit allen Dorfbewohnern waren die beiden Eheleute bekannt. Mit dem gleichaltrigen Bürgermeister stand der Mann auf du. An den bescheidenen Freuden des Dorfes, an der Kirchweihe, an den Gesprächen der Nachbarn, die im Sommer auf der Steinbank vor dem Hause, im Winter auf der alten Lehnenbank neben dem Ofen geführt wurden, nahmen die Taglöhnersleute so gut Anteil wie die reichsten Leute im Dorfe. Sie hatten im Dorfe ihr „Numero", wie man in der dortigen Gegend sagt; sie waren hier fest ausgeprägte Persönlichkeiten, die jeder kannte. Seit ungefähr vierzig Jahren hatten sie miterlebt, was sich in den einzelnen Familien des Dorfes zutragen hatte; ihre eigene Lebensgeschichte war so gut in der Gemeinde bekannt, als wenn sie geschrieben und im Drucke verbreitet worden wäre.

Das alles fiel in der Industriegemeinde mit einem Schlage weg. In dem schlechtesten, baufälligsten Gebäude, das der Volksmund „die Kaserne" nannte, nahmen sie Wohnung. Hier war keine Rede davon, daß jede Familie auf sich beschränkt blieb. Der breite Hausflur führte von der Giebelseite her mitten durch das Haus hindurch. Rechts und links standen in gleichen Zwischenräumen die Türen, und jede bildete

den Eingang zu einer Wohnung. Ein kleiner Vorraum, der als Küche diente, dann ein größeres Zimmer, in dem allenthalben von der Decke und den Wänden der Bewurf herabgefallen war, das war alles. Es wohnten in der Kaserne keine erstklassigen Arbeiter, sondern nur solche, die einen schlechten Verdienst hatten, Alkoholiker, die Montags, wohl auch noch Dienstags, „blau machten", Invaliden, die die Straße kehrten, Radaubrüder, die schon öfters im Gefängnis gewesen waren und die jetzt von keinem Geschäfte mehr eingestellt wurden. Jeden Tag gab es Streit, zuerst zwischen den Kindern, die einander mit Stöcken hieben, dann zwischen den Weibern, die einander Eimer, Besen und bitterböse Schimpfwörter nachwarfen, endlich zwischen den Männern, die einander mit dem Messer bedrohten. Es roch in dem Hause nach unbeschreiblichen Gerüchen, nach Moder, nach Lumpen, nach schlechtem Kaffee, nach schlechtem Fett, nach armen Leuten. Zum Giebelstock führte eine ausgetretene Treppe; ein Strick versah die Stelle des Geländers.

Niemand kam hier der neu vom Lande zugezogenen Familie freundlich entgegen. Besuch bekam die Frau nur, wenn eine der Mitbewohnerinnen etwas von ihr leihen wollte. Alle möglichen Dinge wollten sie leihen: ein Mäßchen Kaffee, zwei Stücke Zucker, etwas Fett, den Putzeimer, die große Pfanne, und wenn die Frau einmal nicht leihen wollte oder nicht leihen konnte, so bekam sie die garstigsten Ausdrücke zu hören. Soll man sich wundern, daß es ihr hier nicht gefiel? Die ganze Umgebung mutete sie hart und fremd an. An den Vergnügungen der Leute fand sie keinen Gefallen; sie hatte keine Gelegenheit wie früher,

auf dem Felde zu arbeiten, sie war mit den Kindern in die enge, schlechte Wohnung eingepfercht. Da regte sich mächtig in der Frau die Sehnsucht nach der Dorfheimat. Sie kam oft zu mir und klagte mir ihr Leid. Und immer erzählte sie dabei von der Heimat, dem Pfarrer, der ihren kranken Bruder besucht hatte, von dem Bürgermeister, der ihr beim Weggehen die nötigen Papiere besorgt hatte, von dem Lehrer, der sie unterrichtet hatte. Einmal rief sie mich von der Straße herein in die armselige Wohnung und klagte über ihre Vereinsamung und das wüste Leben, das sie umgab. Sie zeigte mir dabei ihre Bilder, die sie aus der Heimat mitgenommen hatte. Da hingen an der Wand der Konfirmationsgedenkschein, der „Denkspruch", wie sie sagte, die Bilder der Eltern in ihrer altmodischen Tracht, der Brautkranz, der unter Glas und Rahmen gebracht war, eine Photographie, auf der der eine Bruder mit seinen Freunden zu sehen war, und eins jener bekannten Soldatenbilder, auf dem der andere Bruder als Darmstädter „weißer" Dragoner mit geschwungenem Säbel einhersprengt. Das waren die Reliquien, die die Frau aus der Heimat in die Industriegemeinde hinüber gerettet hatte und durch die sie sich täglich in die Heimat zurückversetzte. Weinend zeigte sie mir ihre Bilder, weinend erzählte sie von den Gräbern der Ihrigen, die ihr nun fern waren, und weinend gab sie der Sehnsucht Ausdruck, wieder nach Hause zu kommen. Kurze Zeit darauf, ist sie mit ihrer Familie auch wieder in die Heimat zurückgekehrt, wo sie bald danach durch den Tod der Rastlosigkeit und Heimatlosigkeit des modernen Arbeitslebens entnommen worden ist.

Mit Stolz registrieren die statistischen Ämter heute das Anwachsen der Bevölkerung in den Städten und in den Vororten der Städte, und die Nationalökonomen und Sozialpolitiker sprechen und schreiben von den Bewegungen der Bevölkerungsschichten, wie der Naturforscher von der Bewegung der Winde oder der Wandertiere spricht und schreibt. Die Gelehrten, die dem persönlichen Leben unserer Industriearbeiter fern stehen, ahnen nicht, was sich für Herzeleid in den Zahlen verbirgt, die sie zusammenstellen. Wieviel Heimweh, Gemütsbedrückung, wieviel still getragenes Leid hat unsere moderne wirtschaftliche Entwicklung im Gefolge. Wie viele Menschen werden durch sie von ihrem Mutterboden losgerissen und gedeihen alsdann innerlich so notdürftig wie eine Pflanze, die aus südlicher Region in den Heideboden verpflanzt ist. Wie viele Kinder sind durch das moderne Arbeitsleben dazu verurteilt, eine an Freuden arme, an Ungezogenheiten reiche Jugend zu verbringen. Ein großer Teil unseres Volkes kommt heute ganz aus dem Zusammenhang mit der Natur heraus und wird dafür untrennbar an die Maschine gekettet.

10. Wie uns das Leben würfelt.

Ein jüngerer Mann tritt eines Morgens in mein Arbeitszimmer, um mir Lebewohl zu sagen, gleichzeitig um mich zu ersuchen, die Taufe des jüngstgeborenen Kindes zu vollziehen. Der Mann ist Zimmermann und bei einer Brückenbaugesellschaft beschäftigt.

Digitized by Google

Er hat vorzugsweise die Aufgabe, bei diesen Bauten die erforderlichen Gerüste herzustellen, was er unter der Beihilfe von ausländischen Arbeitern, meist von Polen und von Italienern verrichtet. Der Bau der großen Rheinbrücke, der sogenannten „Kaiserbrücke", die am 1. Mai 1904 im Beisein des Kaisers und der Kaiserin dem Verkehr übergeben worden ist, hat ihn mitsamt seiner Familie in unsere Gemeinde geführt. Nun baut die Firma bei Breslau eine Brücke über die Oder, und da gilt es, die Zelte abzubrechen und vom deutschen Westen nach dem deutschen Osten zu wandern. Er, der Familienvater, muß sofort abreisen. Unterwegs will er seine in der Provinz Brandenburg wohnende Mutter, die er seit zehn Jahren nicht gesehen hat, besuchen. Die Frau mit den Kindern folgt in einigen Wochen nach.

Im Laufe des Gespräches erfahre ich den seitherigen Lebensgang des Mannes. Er ist in einem kleinen Dorfe der Altmark geboren, hat in Küstrin das Zimmergeschäft gelernt und später in einem Pionierbataillon seiner Heimatprovinz gedient. Nach der Militärzeit suchte nnd fand er in Berlin Arbeit, dann trat er bei der Brückenbaugesellschaft ein und verheiratete sich kurz darauf mit der Tochter eines gleichfalls bei dieser Firma beschäftigten, aus Pommern stammenden Schmiedes. Nun begann das Wanderleben; länger als zwei bis drei Jahre blieb die junge Familie nicht am Orte. Von Berlin ging es nach Ratzeburg, von da nach einem Orte Oberschlesiens, der mir entfallen ist, von Oberschlesien nach Trarbach an der Mosel, von da nach Kiel. Von der Ostsee kam die Familie nach Offenbach, von da zu uns in

das Mainzer Land. „So geht es bei uns", sagte der Mann, „wir ziehen hin und her, wie uns das Leben würfelt". „Wie Gott uns führt", setze ich hinzu, und der Mann ist mit dieser Deutung zufrieden.

Das ist auch ein Kennzeichen des modernen deutschen Arbeitslebens, daß es unbedingt in seinem Gefolge die Heimatlosigkeit hat. Es läßt viele Menschen nicht mehr an der Scholle haften, es zwingt sie zu einem unruhigen Wanderleben. Niemals ist mir das Wort der Chronik „Wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir, wie unsere Väter alle" deutlicher geworden als damals, da der Mann, von dem ich hier berichte, mir zum Abschied die Hand reichte und die Treppe hinunterstieg. Der moderne Mensch kann in vielen Fällen kein Heimatgefühl mehr haben. Nirgendswo wird er warm, nirgendswo faßt er festen Fuß, sein persönliches Leben verliert die Bodenständigkeit. Doch sei es zur Ehre gerade des norddeutschen Arbeiters gesagt, daß er durch dieses Wanderleben keineswegs innerlich herunterkommt. Er hält mit seiner Familie auch da, wo er nur vorübergehend weilt, immer auf seine Würde, ist im Auftreten, besonders auch im Anzuge adrett, hält sich von rohen Menschen und von dem Wirtshause fern und besucht, so oft er kann, das Gotteshaus seiner Gemeinde. Es steckt doch noch ein guter Kern in unserem arbeitenden Volke.

Gerade hier erwachsen der evangelischen Kirche große und wichtige Aufgaben. Sie soll dem ruhelosen und heimatlosen Menschen zeigen, daß es doch noch eine Heimat gibt, die Heimat der Gotteskinder. Sie soll ihn durch den Gottesdienst und durch die

Seelsorge mit den Kräften in Verbindung bringen, die trotz Raum und Zeit überall dieselben sind, mit den Kräften der oberen Welt. Sie soll sein Gemütsleben stärken, sein sittliches Empfinden beleben, sie soll ihn so frei und froh machen, daß er den fortwährenden Wechsel des Wohnorts und die fortwährende Loslösung von den äußeren Verhältnissen ertragen kann, ohne innerlich Schaden zu nehmen. Wenn mancher moderne Mensch nirgendswo Heimatgefühl gewinnen kann, so soll er es wenigstens im Gottesdienste haben. Die heilige Schrift gibt uns überreichlich Stellen an in die Hand, die geeignet sind, gerade den heimatlosen Menschen unserer Tage mit Kraft, Trost und Weihe zu erfüllen. Ein Pfarrer in einer Industriegemeinde sollte es nicht versäumen, öfters einmal über Texte zu predigen wie Phil. 3, 20; Hebr. 11, 8–10 und 13–16; Mt. 28, 20b; 1. Mose 12, 1–4. Als Muster für eine diesen Verhältnissen angepaßte Kasualrede weise ich auf die ausgezeichnete Traurede hin, die Pfarrer Otto Wissig in der von Adolf Ohly herausgegebenen Kasualreden-Bibliothek Pniel, Bd. 5, S. 13 veröffentlicht hat.

Digitized by Google



IV. Unsere Aufgabe.

Diese kann mit wenigen Worten umschrieben werden. Die Aufgabe der evangelischen Kirche und ihrer Organe ist in der Industriegemeinde keine andere als in jeder anderen Gemeinde. Sie besteht darin, Menschen den Weg zu Christus zu zeigen, ihr religiöses Leben zu stärken, sie zu lebendigen Christen zu machen, sie so zu leiten, daß sie christlich-sittlich empfinden und hiernach ihr Handeln einrichten. Die Aufgabe, die wir hier haben, ist die cura animarum, die Seelsorge in ihrem weitesten Umfange. Aus den Schilderungen in Abschnitt I, II und III ergibt sich, daß die Seelsorge in der Industriegemeinde besonders großen, fast unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Dennoch darf die evangelische Kirche und dürfen ihre Organe gegenüber der Aufgabe, die ihnen die Zusammensetzung und die Art der Industriegemeinde stellen, nicht verzagen. Jesus Christus hat Ewigkeitsbedeutung, er hat selbst gesagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Die Geschichte der christlichen Kirche zeigt, daß wir unsere Aufgabe hoffnungsfroh und mutig anfassen können; denn das Evangelium hat seither die Kraft gehabt, jedweder äußeren Situation und Menschen jedweder Richtung Herr zu werden. Aus der Begrenztheit der jüdisch-griechischen Welt ist es heraus-

getreten und hat die ganze Kultur des Abendlandes unter seinen Einfluß gebracht. Das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen, das kopernikanische Weltbild und die moderne Naturwissenschaft haben die immer siegreichere Entfaltung der Religion Jesu Christi gesehen. Wir fürchten nicht, daß es vor den Werkstätten, Kesselhäusern, Mietskasernen und Wirtshäusern unserer Industriegemeinden Halt machen muß. Der Priester Wolfgang Wieser zu Sankt Maria im Torwalt in Roseggers Roman „Das ewige Licht" starb aus Kummer, weil die Erbauung eines Kurhauses in seinem Pfarrdorfe, die Verbindung seiner Waldeinsamkeit mit der großen Welt durch die Schienenstränge, die Abhaltung von populären Vorträgen, das Eindringen der Industrie in die 1500 Meter über dem Meere liegende Gebirgswelt ihm seine seitherige Welt zerstörten. Wir haben Verständnis für das Leid dieses einsamen Mannes, aber wir folgen ihm nicht nach. Wir strecken nicht die Waffen vor der Gestaltung des modernen Lebens. Wir wollen nach einem vielgebrauchten und sehr verschieden aufgefaßten Ausdrucke moderne Menschen sein, indem wir unsere Zeit verstehen und an ihren Aufgaben nach bestem Vermögen zu arbeiten uns bemühen. Eine sehr wichtige Aufgabe ist es, in die Seelen der Menschen, die heute unter ganz anderen Bedingungen leben als ihre Großväter, Ewigkeitskräfte hineinzutragen, sie frei und froh, stark und gut zu machen, indem wir sie mit Jesus Christus in Verbindung bringen.

V. Die Mittel zum Zwecke.

Neue Situationen erheischen neue Mittel. Dieser Forderung kann sich auch die evangelische Kirche nicht entziehen. Beweis dafür ist die Innere Mission, die seit etwa sechzig Jahren auf dem Plane ist und doch nur deshalb entstanden ist, weil man erkannte, daß unter den veränderten Verhältnissen die alten Mittel der religiösen Beeinflussung nicht mehr ausreichten. Alle die Zweiggebiete der Inneren Mission: Stadtmission, Jünglingsvereine, Fürsorge für Handwerksburschen, Auswanderer und Seeleute, in England die Straßenpredigten und religiösen meetings, bei uns seit einigen Jahren die religiösen Vorträge und die Mitarbeit an der Presse, zwei Arten von Tätigkeit, die Liz. R. Wielandt im III. Band der „Praktisch-Theologischen Handbibliothek" ausführlich geschildert hat, sind neue Mittel. Wir fragen uns hier: mit welchen Mitteln und Methoden wird man der Aufgabe der Pastoration in Industriegemeinden am besten gerecht? Ich bin in dieser Frage ein etwas unmoderner Mensch, insofern als ich den alten Mitteln, die die evangelische Kirche kennt, entschieden den Vorrang lasse. Predigt, Kasualhandlungen, Unterricht und Privatseelsorge sind und bleiben die hauptsächlichsten und sichersten Mittel, um das Evangelium von Jesus

Digitized by Google

Christus an die Menschen heranzubringen. Aber ebenso sehr, wie ich diesen Mitteln den Vorzug gebe, bin ich auch der Meinung, daß sie sich in jeder Gemeinde den vorhandenen Zuständen und den Menschen anzupassen haben. In einer Bauerngemeinde muß man anders predigen als in einer Industriegemeinde, vor konservativen Landleuten anders als vor sozialdemokratischen Arbeitern. Kindern aus gebildeten Familien in einer Großstadt wird man im Religionsunterrichte andere Veranschaulichungsmittel darbieten als den Kindern eines armen Gebirgsdorfes. Über die Größe, die wir in allen unseren Darbietungen der Industriegemeinde nahe zu bringen haben, ist eine Erörterung nicht nötig. Hier wie in allen Gemeinden handelt es sich um das Evangelium von der in Christus offenbar gewordenen Vaterliebe Gottes, von der Sünden vergebenden und neues Leben schaffenden Gnade. Also über das quid? besteht Klarheit, dagegen auf das quo modo? und quibus auxiliis? sollen sich unsere Auseinandersetzungen beziehen. Allerdings wird es auch nötig sein, bei der Frage nach dem Gegenstand der Darbietung einzelne Teile zu bezeichnen, die stärker hervortreten müssen, während andere mehr in den Hintergrund treten können. Zuletzt wird die Frage zu erheben sein, inwiefern man in der Industriegemeinde nach neuen Mitteln suchen muß. Als solche kommen in Betracht und sollen hier erörtert werden: Vereinstätigkeit und Bemühungen um die soziale und wirtschaftliche Lage der Gemeindeglieder.

1. Der Gottesdienst im allgemeinen.

Für die Industriegemeinde muß der Grundsatz aufgestellt werden, den Gottesdienst so zu gestalten, daß Leben von ihm ausgeht. Das gilt selbstverständlich von einer jeden andern Gemeinde, von unseren Gemeinden aber ganz besonders. Die Menschen kennen bei uns keinen Gewohnheitskirchenbesuch, sind von Haus aus unkirchlich. Wenn ihnen im Gottesdienst nichts geboten wird, so kommen sie überhaupt nicht mehr. In kirchlichen Landgemeinden ist die Kirche immer gefüllt, auch wenn die geistlosesten und langweiligsten Predigten gehalten werden. Hier würden sich sogar dann noch viele Zuhörer einfinden, wenn der Prediger, wie dies Ernst Muellenbach an einer Novellenfigur vorführt, seine Texte beständig dem Buche Joel entnehmen und über die Heuschrecken predigen würde. In Industriegemeinden hat man die Leute rasch hinausgepredigt. Noch eine andere Erwägung treibt dazu, daß man alles aufbietet, um hier die schönen Gottesdienste zu schaffen, von denen der Psalmist redet. Unsere Gemeindeglieder haben es die Woche hindurch besonders schwer. Sechs Tage stehen sie in hartem Frondienste, in der rauhen, nüchternen Wirklichkeit, in einer Arbeit, die weder Geist noch Gemüt befriedigt. Sechs Tage umgibt sie die Prosa des grauen Alltags, stehen sie in hastigem, unruhigem Treiben, in Ruß und Qualm und Maschinengeräusch. Sechs Tage lang haben sie keine Zeit, sich mit ihren Kindern abzugeben, ein Buch zu lesen, einen Brief zu schreiben. Ihnen ist der Sonntag so nötig wie das Brot. Der wohlhabende und gebildete Mensch

hat geistige Anregung genug. Vielleicht ist es dem Universitätsprofessor, der sich die ganze Woche hindurch mit schwierigen Problemen beschäftigt, keine Erquickung, wenn er einer Predigt und noch dazu einer unlebendigen Predigt folgen soll. Der Arbeiter aber wird höchstens durch seine Zeitung etwas in die Höhe gehoben. Was aber das für eine Erhebung ist, weiß man. Die Berichte über Raubanfälle, über die Wirren in Rußland, über die Gewerkschaftsbewegung, über die Organisation der Landarbeiter geben der Seele weder Trost noch Antrieb. Die soll ihm der Gottesdienst geben. Darum muß der Geistliche beständig mit Eifer danach trachten, diesen schön und würdig zu gestalten; denn in dem Gottesdienste soll dem geplagten Menschen etwas Geistiges, Ideales, Herzerhebendes geboten werden. Er soll nach den Werktagen mit ihren Mühen und ihrem Ärger am Sonntag fröhlich sein vor dem Angesichte seines Gottes und inne werden, daß es noch etwas Besseres gibt als den Staub und den Lärm des Tages.

Soll der Gottesdienst diesen Anforderungen nachkommen, so sind zunächst gewisse Forderungen äußerer Art zu erfüllen. In unseren Gemeinden besteht keine gottesdienstliche Sitte. Ein Mädchen aus einem abseits vom großen Verkehrsstrome liegenden Bauerndorfe brachte einige Wochen in einer Klinik einer meiner Gemeinden zu. Sie war voll von Entrüstung, als sie sah, daß bei uns Frauen und Mädchen am ersten Pfingsttage in hellen Kleidern zur Kirche gingen. „Wenn bei uns eine anders als im schwarzen Kleide an einem Feiertage zur Kirche ginge, so würde die ganze Gemeinde mit Fingern auf sie weisen“ meinte

sie in hellem Zorne, als ich sie während ihrer Krankheit besuchte. Darum muß man, da in der Industriegemeinde keine Sitte besteht und man keine Sitte schaffen kann, wenigstens auf Ordnung halten, worunter ich jedoch nicht verstanden haben will, daß man gegen die hellen Kleider predigt. Aber ordentlich und würdig soll es auch in der Industriegemeinde zugehen. Man verfehle nicht, die Kirchgänger zu kirchlichem Anstande zu erziehen, was am leichtesten geschieht, wenn man immer und immer wieder bei den Konfirmanden und in der Christenlehre bei den in den letzten Jahren Konfirmierten einsetzt. Es ist schon ein Verdienst, eine Industriegemeinde zu kirchlichem Anstand erzogen zu haben. Bei den Verkündigungen von der Kanzel schärfe man immer wieder ein, was für Ordnungen in der Gemeinde bestehen, damit die Zugezogenen damit vertraut werden. Durch die Kinder, die man im Religionsunterrichte vor sich hat, kann man den Eltern manchen Wink dieser Art zukommen lassen. Sehr empfehlenswert ist es, die gottesdienstlichen Ordnungen, überhaupt Notizen über das Gemeindeleben auf eine Postkarte drucken zu lassen, um diese den Zugezogenen, deren Adressen man auf dem Polizeimeldeamt erfährt, zu senden. Doch erfordert das großen Zeitaufwand und viele Mühe, namentlich in großen Gemeinden mit ständig fluktuierender Bevölkerung und setzt großes Entgegenkommen seitens der Polizeibehörde voraus. Da die Gemeinde Leute aus allen möglichen Landesteilen umfaßt, so muß man immer wieder Choralmelodien üben lassen, was am besten geschieht, wenn die Schulkinder unter der Anleitung eines zur Mitarbeit am kirchlichen Leben

bereiten Lehrers die Melodien einüben, so daß die Gemeinde sich durch den Gesang der Kinder leiten läßt. Bei uns in Süddeutschland singen die Leute gern in der Kirche und lassen den wuchtigen deutschen Kirchengesang zur Geltung kommen, während ich in Norddeutschland z. B. in Schleswig-Holstein gefunden habe, daß die meisten in der Kirche den Mund nicht auftun, während der Rest unsere Choräle nach der schwächlichen, süßlichen Weise des englischen und amerikanischen Bekehrungsliedes singt.

2. Die Predigt.

Mittelpunkt, Hauptbestandteil und Nerv des evangelischen Gottesdienstes ist und bleibt die Wortverkündigung, die Predigt. Am meisten durch die Predigt ist das eigentümliche religiöse Leben erzeugt worden, das seit beinahe vier Jahrhunderten als ein breiter Strom durch die Kulturwelt hindurchgeht. Was in dieser Zeit vornehmlich in Deutschland von evangelischen Predigern geleistet worden ist, stellt sich dar als eine riesengewaltige Summe intensiver und fruchtbarer Geistesarbeit. Einst war die Redekunst Alleinbesitz der Theologen, heute partizipieren sehr viele an dieser Kunst, aber die evangelischen Theologen haben ihre Volksgenossen reden gelehrt, und ihre rednerischen Leistungen sind heute vielfach noch Muster, Vorbild und Anleitung für viele, die außerhalb der Kirche zu reden haben. Die evangelische Predigt — nicht das evangelische Kirchenlied, so erhaben es ist,

auch nicht das evangelische Gebet- und Erbauungsbuch — hat die Welt im Sinne der Reformation umgestaltet und ihr das eingeprägt, was die Bibel über Gott und Welt, über Buße und Erneuerung, über Leben und Tod, über Beruf, Arbeit, Gottesdienst, Ehe, Kinderzucht und Nächstenliebe zu sagen weiß. Wenn Sekten und Gemeinschaften heute über die Predigt der Kirche in alter und neuer Zeit geringschätzig und verächtlich urteilen, so zeigen sie damit nur, daß ihnen der Blick für die Weite fehlt. Ohne die Predigt der evangelischen Kirche würden wir heute noch im Zermoniendienste und Mirakelkulte des Mittelalters stecken.

Es ist deshalb sinnlos und zeugt von mangelhafter historischer Einsicht, wenn man heute predigtlosen Gottesdiensten das Wort redet. Sicher wäre es ja für den Geistlichen, der viel zu predigen hat, eine große Erleichterung, wenn er hin und wieder vor seine Gemeinde treten könnte, ohne vorher den Zwang zur ernsthaften geistigen Arbeit gefühlt zu haben. Es besteht auch darüber keine Frage, daß wir viel zu viel zu predigen haben, ebensowenig brauchen wir darüber zu diskutieren, daß infolge dieser Massenproduktion die Qualität der Leistungen oft zu wünschen übrig läßt. Aber es kommt hierbei nicht auf den Pfarrer sondern auf die Gemeinde an. Und die evangelischen Gemeinden lassen sich ganz einfach mit Liturgien, auch wenn sie noch so kunstvoll konstruiert sind, nicht abspeisen. Eine lebhaft kirchlich interessierte Frau, Elsbeth Krukenberg, hat 1905 auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß zu Hannover bemängelt, daß unsere Gottesdienste zu lange dauern und hat dabei

kurzer Hand der Abschaffung der Liturgie das Wort geredet. Man glaube nicht, daß predigtlose Gottesdienste den Evangelischen zusagen, weil ihre katholischen Volksgenossen mit solchen zufrieden sind. Man besuche nur einmal einen derartigen Gottesdienst in einer katholischen Kirche und beobachte dabei das fortwährende Kommen und Gehen, den Mangel jeglicher Andacht bei vielen Kirchenbesuchern, ihre höchst weltliche Unterhaltung, um zu dem Schluß zu kommen, daß die, die innerhalb der evangelischen Kirche predigtlosen Gottesdiensten das Wort reden, die Eigenart unseres evangelischen Volkes nicht kennen. Unser evangelisches Volk geht an Festtagen gern einmal in einen liturgischen Gottesdienst, verlangt aber zum mindesten eine Ansprache. Wer gibt sich innerhalb der evangelischen Kirche mit Gemeindegesang, Chorgesang, Gebet, Schriftverlesung und Responsorien zufrieden? Höchstens etwelche Schöngeister, die sich, wie Detlev von Liliencron einmal — ausnahmsweise nicht gerade schön — sagt, „in Bach und Händel baden", sich an einem schönen Präludium berauschen und auch in der Kirche gern in Stimmung schwelgen, außerdem vielleicht noch einige alte Frauen, die aus Freundlichkeit gegen den Pfarrer in die Kirche gehen, so oft der Glockenstrang gezogen wird. Unsere Kirchenbesucher suchen im Gotteshause nicht Stimmungsschwelgerei, sondern Gemütsaufrichtung und Willensstärkung. Gerade kirchliche Gemeinden wehren sich gegen predigtlose Gottesdienste. Am Niederrhein z. B., in dem klassischen Lande der evangelischen Kirchlichkeit, wünscht man, wie J. Jüngst in seiner trefflichen Schrift über das religiöse Leben in der Rheinprovinz

sagt, nicht nur Predigten sondern lange Predigten, und die Gemeindeglieder führen den Vorschlag von predigtlosen Gottesdiensten auf die Bequemlichkeit der Pfarrer zurück. Die Predigt wird also noch lange in der evangelischen Kirche eine Rolle spielen.

Die über die Gestaltung des Gottesdienstes im obigen entwickelten Grundsätze müssen auch auf die Gestaltung der Predigt in der Industriegemeinde einwirken. Eine prinzipielle und umfassende Auseinandersetzung über die Art, wie die Predigt in unserer Zeit gestaltet werden muß, beabsichtige ich selbstverständlich hier nicht zu geben. Das ist auch nicht nötig, da Niebergall und Schian in ihren bekannten Schriften das Thema nach allen Seiten hin erschöpft haben. Ich denke mir meine Aufgabe vielmehr so, daß ich unter der Voraussetzung, daß meine Leser die Schriften der genannten Autoren kennen, hier gewissermaßen als Anhang zu ihren Erörterungen darlege, wie in der Industriegemeinde gepredigt werden soll.

Zunächst ein Wort darüber, wie nicht gepredigt werden soll. Als die erste Form, die hier in Betracht kommt, nenne ich die Predigt, die noch deutlich die Spuren der Kollieghefte und der wissenschaftlichen Lehrbücher an sich trägt, also die „gelehrte" Predigt. Sie ist bei angehenden Geistlichen sehr beliebt. Baumgarten sagt in einer Besprechung des Falles Römer in der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis" (Oktober 1906): „Ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, daß der sehr tüchtige Schüler unserer religionsgeschichtlichen Theologie noch zu sehr in der akademischen Luft hängen geblieben ist, als daß er die Eigentümlichkeit des praktischen Gemeindedienstes

hätte voll in sich aufnehmen können." Was hier von dem Lizentiaten Römer gesagt wird, gilt von sehr vielen jungen Pfarrern. Oft entspringt die „gelehrte" Predigt aber auch der Unwissenheit und der geistigen Trägheit. Sie kennt weder die äußeren Verhältnisse noch den Menschen, sie schlägt den Zuhörern die Kunstausdrücke und die Formeln der Theologie um die Ohren, sie bringt die langweilige Schablone und keine lebensvolle Religiosität. Sie ist so erquickend, so anfassend, so erhebend wie Ellendt-Seyfferts lateinische Grammatik oder wie ein Lehrbuch der Botanik. Es ist einfach eine Versündigung an den Zuhörern, wenn der Prediger von dem Gottesbegriff der älteren Propheten, von dem Bruche Luthers mit der mittelalterlichen Weltanschauung oder von dem Unterschiede zwischen Wissen und Glauben redet. In manchen Theologen steckt immer noch das unheilvolle Vorurteil, daß die wissenschaftliche Arbeit turmhoch über die Arbeit erhaben sei, die der im praktischen Amte stehende Pfarrer zu verrichten hat. Selbstverständlich denken wir recht hoch von der wissenschaftlichen Arbeit der Männer, die wirklich in der Wissenschaft etwas bedeuten, recht klein aber von der wissenschaftlichen Arbeit des Stümpers, der keine anderen Prädikate aufweist als die wissenschaftliche Borniertheit und den wissenschaftlichen Dünkel. Recht hoch auch denken wir von der Arbeit des Gemeindepfarrers, der das Denken und Empfinden verschieden gearteter oder wenig aufnahmefähiger Menschen in christlichem Sinne leiten soll. Mir persönlich ist es eine viel, viel leichtere Arbeit, eine wissenschaftliche Abhandlung zu lesen oder ein wissenschaftliches Lehr-

buch zu exzerpieren als mich auf eine Rede vorzubereiten, die ich an dem Grabe eines unreligiösen und untüchtigen Menschen vor 500 Zuhörern — Sozialdemokraten, Katholiken, Freidenkern, Karnevalsmenschen, überzeugten evangelischen Christen — halten soll. Wenn einer von uns in dem Predigerseminare zu Friedberg eine Predigt mit recht „wissenschaftlichem" Charakter gehalten hatte, so pflegte unser alter, verehrter Direktor D. Diegel zu sagen: „Ich habe eine brave Dienstmagd, sie geht auch gern zu den Herren Kandidaten in die Kirche, aber, meine Herren, was würde sie wohl mit dem folgenden Satze gemacht haben?" Dann las er regelmäßig den betreffenden „wissenschaftlichen" Passus aus der zur Diskussion stehenden Predigt vor. Niebergall sagt mit Recht: „Die Unwissenheit der Leute ist grenzenlos". Darum darf man sie nicht als Studenten ansehen, denen man eine Probevorlesung halten soll. Luther hat immer noch Recht, wenn er sagt: „Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nicht nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie schon sagen: „Ei, er hat köstlich Ding gesagt", wenn man sie fragt: „Was war es denn? sagen sie „Ich weiß nicht." Man muß den armen Leuten sagen: „Scapha scapha, ficus ficus (ein Kahn ist ein Kahn, ein Feigenbaum ist ein Feigenbaum)", sie fassen's dennoch kaum. Ach, wie hat unser lieber Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrte, brauchte Gleichnisse vom Ackerbau, von der Ernte, vom Weinstock, vom Schäflein, alles darum,

daß es die Leute verstehen, fassen und behalten können." (Aus Mathesius' Predigten über Luthers Leben.)

In gleicher Weise ist für die Industriegemeinde das Kunstprodukt mit seiner pointierten Redeweise, seiner Steifheit und Unlebendigkeit, das mit seinem Hang zur Allegorese in die Gewohnheit längst vergangener Jahrhunderte zurückfällt, abzulehnen. Diese Predigt legt den Hauptwert auf die Kunst der Darstellung und betrachtet die Zuhörer als eine einheitliche Masse, die genau so denkt und empfindet wie der Prediger. Gerade die berühmtesten Prediger wie Kögel und Gerok müssen, namentlich hinsichtlich der Form, dem Prediger der Industriegemeinde als abschreckendes Beispiel dienen. Wo die Disposition zu übertrieben glatt ist, wo ihre einzelnen Glieder augenscheinlich mit dem Maßstabe gemessen sind und höchstens um 2 Millimeter voneinander differieren, da hapert es oft mit der applicatio. Dispositionen wie die bekannten „Das Reich Gottes, eine Gabe und eine Aufgabe", „Der Christ ein Kind Gottes, seine Kindesrechte, seine Kindespflichten", „Unser Blick am heutigen Tage, ein Blick abwärts zur Erde, aufwärts zum Himmel", sind wert, daß sie endlich einmal der Geschichte angehören. Wie weit man es mit Dispositionen dieser Art bringt, zeigt das Beispiel eines hessischen Pfarrers. Der predigte am Geburtstage des Großherzogs Ludwig IV., der damals Witwer war, über das Evangelium des Tages, das vom Jüngling zu Nain handelte, und disponierte: „Wir reden 1. von der Witwe, 2. von dem Witwer." Über gereimte Dispositionen verliere ich kein Wort. Freilich, wenn ich dem Kunstprodukt den Einzug in die Industrie-

Digitized by Google

gemeinde verwehrt wissen will, so soll das nicht heißen, daß ich der banalen, saloppen Art das Wort reden will. Henhöfer darf hier so wenig Vorbild sein wie Kögel.

Es gibt Prediger, die die Industriegemeinde für eine massa perditionis halten. Darum stürmen sie auf ihre Glieder mit den Mitteln der Methodisten ein, um die unbekehrten Herzen zu erschüttern, und kommen recht plump, derb, reden im Ton der Gasse, um Eindruck zu machen. Ich hörte einst eine Predigt, die mit den Worten begann: „Ich habe, Gott sei Dank, keine Hühneraugen mehr." Lange Pause. Dann kam: „So las ich neulich an einer Anschlagssäule." Diese Predigt hat allerdings einen tiefen Eindruck gemacht, insofern als sie Monate lang, nachdem sie gehalten war, noch die Lachmuskeln in Bewegung setzte. Die Leute in der Industriegemeinde neigen sehr zum Spott und zur Satire und vertragen alles, nur keine Albernheiten. Prediger mit methodistischen Allüren mögen ihr Brot anderswo essen.

Darum heißt es: immer ernst bleiben! Aber den Ernst nicht mit Absicht treiben! Ich hörte einst ein Urteil über einen Anfänger, der in reichem Maße durch Schrullen auffiel. „Ja", hieß es da, „der Grund zu diesen Seltsamkeiten liegt eben darin, daß der Herr Pfarrer es mit allem sehr ernst nimmt." Auf diese Aussage wäre ich beinahe grob geworden und hätte beinahe gesagt: „Ei, zum Teufel, ernst nehmen wir es doch alle." Der „Ernst" dieser Art liegt darin, daß Leute dieser Kategorie von sich selbst eine ganz ungeheuer große, von allen anderen Menschen eine ganz ungeheuer kleine Meinung haben

und der Überzeugung leben, daß ihr „Eigenstes", ihr „Persönlichstes" unfehlbar tief gehen und intensiv wirken muß. In Wahrheit locken sie damit keinen Hund vom Ofen. Wir sind keine Halbgötter, wie sie die alte Mythologie kannte, auch nicht in allen Fällen ausgeprägte christliche Charaktere und tiefgründige Originalmenschen. Mit den Wörtern „ernst", „persönlich", „eigen" wird überhaupt in unseren Tagen, nicht am wenigsten von den Theologen, großer Mißbrauch getrieben. Ich variiere ein Wort des alten Kraftgenies Grabbe, wenn ich sage, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der man einem Verbrecher in den Steckbrief schreiben wird: „Der N. N. ist ein ernster Mensch und gibt nur Eigenes und Persönliches in seinen Leistungen."

Ferner sei hier einer Art von Predigt gedacht, auf die namentlich jüngere Prediger immer noch verfallen. Das ist die sogenannte „soziale" Predigt. Vor zehn und zwölf Jahren, als Naumann in weiteren Kreisen bekannt wurde, hat man es als den Gipfelpunkt praktisch-theologischer Weisheit hingestellt, daß man sozial predigen müsse. Naumann selbst hat sich gegen diese Art entschieden ausgesprochen. Es gilt von ihr dasselbe, das wir von der „ernsten" Predigt zu sagen hatten. Wo man mit Absicht ernst ist und wo man mit Absicht sozial predigt, da geht es dem Prediger gerade wie dem Mädchen, das mit Absicht liebenswürdig ist. Es ist doch selbstverständlich, daß eine jede Predigt sozial ist. Gerade die, die sozial sein wollen, sind oft recht unsoziale Menschen. Unsere jungen, manchmal auch unsere älteren Pfarrer meinen, der Industriegemeinde müsse man in der Predigt mit Lohn-

fragen, Gewerkschaftsbewegung, Tarifbestimmungen, moderner Frauenfrage kommen. Da kann man nur sagen: „Um Gotteswillen, junger oder alter Mann, laß ab damit!" Gerade unsere Industriearbeiter wollen in der Predigt nichts davon hören. Niebergall berichtet, daß ihm das die Leute, wenn er in der Predigt auf dergleichen Fragen eingegangen war, direkt gesagt haben. Die Stunde, die der Arbeiter oder Werkmeister im Gotteshause zubringt, soll eine Feierstunde sein und soll die Zuhörer nicht mit Dingen ärgern, von denen sie in ihrer Zeitung lesen oder in Parteiversammlungen hören. Man bilde sich nicht ein, daß die Arbeiter überhaupt viel Interesse für solche Dinge haben. Die Versammlungen, in denen sozialdemokratische Redner sprechen, sind sehr häufig äußerst schwach besucht. Übrigens welcher Theologe möchte in dem Gottesdienste, dem er beiwohnt, von der Reform des geistlichen Gerichtsverfahrens oder von irgend einem langweiligen „Fall" reden hören?

Eine Form der Predigt sollte in keiner Gemeinde mehr geduldet werden, nämlich die der langweiligen Predigt. Gerade diese scheint mir in der Gegenwart, da die Tätigkeit des Geistlichen sich oft so peripherisch gestaltet, große Fortschritte gemacht zu haben. Wie Schian richtig bemerkt, so ist es mit der „Darbietung des Wortes" allein nicht getan. Man kann die Menschen von heute nicht mehr so behandeln, als lebten sie um das Jahr 55 in Korinth oder Ephesus. Mit Ausdrücken wie „immer tiefer hinein in die Gnade", zumal wenn sie in derselben Predigt zwanzigmal wiederkehren oder mit der lobenden, gleichfalls zwanzigmal vorgetragenen Erwähnung „Ihr seid das Salz der

Erde“ hat man noch nichts erreicht. Wieviel ist in dieser Hinsicht schon gesündigt worden. Man lese nur, was moderne Schriftsteller wie Heyse, Spielhagen. John Henry Mackay über die Predigten urteilen, die sie in ihrer Jugend anzuhören gezwungen waren.

Als die minderwertigste von allen Gattungen der Predigt sehe ich die an, die Zeugnis ablegen will. Gerade in der Industriegemeinde, wo die bösen Sozialdemokraten wohnen, die von Häckel etwas gehört haben und über evangelisches Glaubensleben so denken wie die Männer der „Frankfurter Zeitung“, liegt die Versuchung nahe, gegen das Narrenschiff, mit dem der moderne Zeitgeist fährt, zu protestieren und für die geoffenbarte Wahrheit und die Auktorität der Schrift Zeugnis abzulegen. Beide Größen werden wir viel wirksamer verteidigen, wenn wir ruhig, bescheiden und sachlich bleiben, als wenn wir nach der Weise des Abraham a Sankta Klara donnern und vielleicht gar noch, um unserem „Zeugnisse“ mehr Nachdruck zu geben, auf die Kanzelbrüstung schlagen.

Man predige — und damit komme ich zum positiven Teile dieser Auseinandersetzung — in der Industriegemeinde ein frisches, lebendiges, entschiedenes und männliches Christentum. Die ewigen Wahrheiten, die Gedanken der Schrift über Leben und Tod, Sünde, Schuld und Vergebung, über Gott und Welt, über die Art, wie christliches Leben sich gestalten soll, sollen wie in allen anderen Gemeinden auch hier schlicht und natürlich dargeboten werden. Christus unser Friede, Christus unsere Versöhnung, Christus unser Helfer in Not und Tod, das sind Themata, die in mannigfachen Variationen wiederkehren müssen. Bei der Darbietung

muß man immer die besondere innere Verfassung der Gemeinde, wie sie in Abschnitt II geschildert worden ist, vor Augen haben und sich bemühen, der Gemeinde das zu geben, das sie nicht hat. Man strebe besonders danach, die Seelen der Leute mit den Kräften des Gemütes zu erfüllen, ihnen die Notwendigkeit der Treue, der Beständigkeit, des Beharrens klar zu machen, ihnen den Unwert der meisten ihrer Vergnügungen zu zeigen. Kindererziehung, Familienleben, der Gottesdienst und sein Segen, der Gewinn, den eine Stunde der Sammlung hat, die Liebe zur Heimat, der Wert der Erinnerungen an die Jugend, das sind lauter Gegenstände, die man in einem jeden Jahre nicht gerade in besonderen Predigten zu behandeln, die man zum mindesten aber alljährlich zu berühren hat. Angesichts der verheerenden Folgen der Wohnungsnot, die wir gerade in unseren Industrie- und Stadtgemeinden treffen, überlege ich mir zur Zeit, ob ich demnächst, auf die Gefahr hin, für einen Rationalisten gehalten zu werden, nicht einmal über die Bedeutung einer gesunden und hinreichend geräumigen Wohnung für das religiöse und sittliche Leben predigen soll. Themata für die Industriegemeinde sind: Wo wohnt das Glück? — Die Sünde ist der Leute Verderben. — Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wirds zuletzt wohl gehen. — Gibt es einen Gott? — Gibt es ein Leben nach dem Tode? — Das Beharren im Glauben inmitten einer gottlosen Umgebung. — Der Segen einer frommen, ehrenhaften Lebensführung. — Die Erinnerung an fromme Eltern, ein Mittel zur Überwindung des Bösen. — Wo findet man wahre Lebensbefriedigung? — Die Verführung durch gottlose Reden. — Der wird

nicht reicher sondern ärmer, der den Glauben seiner Kindheit wegwirft. — Des Gottlosen Sünde, Glück und Ende. — Ist Gott wirklich gerecht? — Spott über Gott und göttliche Dinge ist kein Zeichen von Bildung, sondern von geistiger und sittlicher Unreife. — Was gibt es für Mittel, um sich der Versuchung zu erwehren? — Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch trage in seiner Jugend. — Was der Mensch säet, das wird er ernten. — Der Segen der Arbeit. — Die Erinnerung an unsere Toten und was sie für Nutzen hat. — Der leidende Heiland, unser Trost im Leide, unser Halt in der Versuchung, unsere Hilfe im Tode. — Einst und jetzt, eine fromme Jugend, ein gottloses Alter.

Insonderheit wird man die Festtage, an denen viele das Gotteshaus füllen, an denen mancher kommt, der sonst ganz das Kirchengehen verlernt hat, benützen müssen, um so eindringlich, so herzlich und so verständlich wie nur möglich zu reden, um die Menschen wieder mit Christus in Verbindung zu bringen. Wir Arbeiterpfarrer, in gleicher Weise die Großstadtpfarrer, müssen an solchen Tagen ganz anders reden, als unsere Amtsbrüder in den Dorfgemeinden, die auch an den Festtagen dieselbe Zuhörerschaft haben wie an den Sonntagen. Stöckers Predigtgabe in Ehren, aber auch so, wie er am ersten Weihnachtstage predigt, können und dürfen wir nicht predigen. Er stellt das Thema auf: Siehe, ich verkündige euch große Freude und disponiert: 1. Die Gnade erschienen, 2. die Sünde gezüchtigt, 3. die Hoffnung beseligt, 4. die Welt erlöst. So redet man zu braven, kirchlich und christlich gesinnten Leuten, die in guten Verhältnissen leben und

über eine gediegene, christliche Bildung verfügen. Wir müssen packend, anschaulich, ohne jeden dogmatischen Einschlag reden, daß auch der Wagnergeselle, der oben auf der Empore sitzt, etwas von unserer Predigt hat und daß der Taglöhner, der Fuhrmann, die Waschfrau und das Dienstmädchen uns folgen. Wir müssen fragen: Was bist du ohne den Heiland und was bist du in seiner Gemeinschaft? Wir müssen den Leuten scharf, klar und mit konkreten Zügen zeigen, was sie im Leben finden, ihnen zeigen, was Not, Sünde und Tod für uns bedeuten, wie Luther recht hat, wenn er sagt: Des Weinens ist kein Ende, bis daß wir in die Grube verscharrt werden, wie die irdischen Bande sich innerlich und äußerlich lösen, wie der Mensch ohne Gott immer friedloser und freudloser wird, je älter er wird. Ich habe das schon so gemacht, daß ich die Frage aufgeworfen habe: Mit welchen Geschehnissen hat uns die Zeitung in den letzten 8 Tagen bekannt gemacht? Sie hat uns von Familientragödien, Selbstmord, Streiks und Aussperrungen, Irrsinn und Tod aber von verschwindend wenig Erfreulichem berichtet. Dann aber muß man den Zuhörern Jesus vor Augen malen. Dies geschieht am besten, wenn man einige seiner großen Worte miteinander in Zusammenhang bringt: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben. Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist

leicht. Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Wer des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten. Dann zeige man aus Beispielen der Geschichte und der Erfahrung, wie die, die zu Jesus gekommen sind, tatsächlich keinen Mangel mehr gehabt haben. Im großen und ganzen müssen wir starke Farben wählen, die Töne des Gemütes erklingen lassen und vor allem stets realistisch bleiben, damit die Leute nicht denken: was geht das uns an? Daran krankt im wesentlichen unsere Predigt, daß sie über keinen Wirklichkeitssinn verfügt.

So wird die Regel lauten müssen: immer und immer wieder in das Leben hineingreifen, damit unsere Zuhörer nicht zu der Ansicht kommen, Christentum und Leben seien zwei völlig getrennte Größen. Die Frage ist hier: woher bekommen wir all den Stoff, der in der Predigt verarbeitet werden soll? Wir meinen hier natürlich nur den Stoff, mit dem wir unseren Gemeindegliedern die übersinnlichen, religiösen Wahrheiten veranschaulichen, nicht den eigentlichen Stoff, den wir in der Bibel und in der christlichen Erfahrung besitzen. Einen Teil des Veranschaulichungsmaterials gibt uns unsere Erfahrnng und das Leben, das wir rings um uns her beobachten, an die Hand. Nur hüte man sich davor, allzu deutlich zu werden und etwa aus der Privatseelsorge Dinge mitzuteilen, die auf die dabei beteiligten Personen schließen lassen. Einen sehr reichen Stoff gibt uns unsere Lektüre. Eine unvergleichliche Fundgrube hierbei sind Selbstbiographien christlich und auch unchristlich gerichteter Leute. Ludwig

Richter, Jung-Stilling, der Schöpfer des Wormser Lutherdenkmals Ernst Rietschel, der Gewerbeschuldirektor K. F. v. Klöden (seine Selbstbiographie wurde 1874 durch seinen Enkel Max Jähns herausgegeben) und viele andere haben Aufzeichnungen über ihr Leben hinterlassen, die jeder Pfarrer gelesen haben sollte. Sogar der liederliche K. F. Bahrdt zeigt uns in seinen Denkwürdigkeiten, wie Charakterlosigkeit und Haltlosigkeit den sonst begabten Menschen unglücklich machen und ihm als stete Begleiterin die atra cura zugesellen. Ich habe einmal eine Predigt gehalten, in der ich nicht viel mehr als einen Auszug aus den Lebenserinnerungen Ernst Rietschels gab und zeigte, wie der charakterfeste und gottesfürchtige Mensch trotz Armut im Äußeren doch vorwärts kommt. Ein andermal erzählte ich im Anschluß an den Text: „Es ist ein köstliches Ding dem Manne usw." von der harten Lehrzeit, die Klöden durchzumachen hatte. Veranlassung dazu gab mir der Vorgang Diegels, der in einer Predigt beinahe nichts als einen – allerdings sehr wirksamen – Auszug aus „Uli der Knecht" gibt.

Sehr mit Recht empfiehlt Baumgarten in seinen „Modernen Predigtproblemen" das Lesen guter Romane. Gotthelf, Dickens, Gustav Freytag sollten wir alle kennen. Auch in unserer novellistischen Literatur findet sich viel, das für unsere Zwecke in Betracht kommt. In einer ihrer kleinen Erzählungen beispielsweise berichtet Hermine Villinger von einem Arbeiter, der durch Zufall an einem heißen Sommernachmittage in eine Kirche kommt. Von der Predigt versteht er nichts; sein Auge bleibt an einem Spruch hängen, der an der Wand steht. Es ist Röm. 11, 16: „Ist der

Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig, und so die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig." Der Mann denkt über diese Worte nach und wendet sie auf sich und sein Familienleben an; er ist die Wurzel und der Anbruch, Frau und Kinder sind die Zweige und der Teig. Er wird selbst anders und schafft auch Ordnung in seinem Hause; er zieht aus der seitherigen Wohnung, wo er eine verdorbene Umgebung hatte, aus und beginnt mit den Seinen ein neues Leben. Das ist eine Geschichte, die in ihrer Art ganz ausgezeichnet ist. Ich habe sie in einer Pfingstpredigt ausführlich erzählt und daran meine Betrachtungen über das Neuwerden im Geiste geknüpft.

Wenn wir suchen und unsere Lektüre mit Rücksicht auf unser Predigen auswählen, so werden wir Stoff genug finden. Aber es muß immer Tatsächliches und Wahres sein. Romane, die ein Spiegelbild des Lebens geben, sind auch wahr. Aber man versäume, wenn man etwas aus dieser Gattung der Literatur verwendet, nicht die Einleitung: „Einer unserer Dichter erzählt folgende Geschichte", oder wie man das sonst machen will. Unsere Gemeindeglieder sollen nicht darüber getäuscht werden, daß es sich um erfundene Vorgänge handelt, wenn die Erfindung sich auch an die Wirklichkeit anlehnen mag. Dagegen hüte man sich sehr vor Geschichten, die äußerlich und innerlich unwahr sind. Ein Teil unserer Sonntagsblätter scheut sich nicht, solche krassen Histörchen mit handhoch aufgetragener Moral zu bringen.

Die äußere Form der Predigt muß unserer Zeit entsprechen und schlicht und klar sein. Man lasse die

archaistischen Redewendungen und die Beispiele aus der antiken Kulturwelt oder aus der Geschichte der Juden weg. Wo unser Text uns auf solche Beispiele hinführt, vergesse man nicht, alles genau zu erklären. Trotz aller gegenteiligen Meinungen empfiehlt es sich immer noch, Thema und Teile zu nennen. Das erleichtert das Aufmerken. Eine Predigt, bei der man die Disposition wegläßt, macht zu leicht den Eindruck des Ungeordneten und Extemporierten.

Jungen Geistlichen, die in Industriegemeinden zu arbeiten haben, möchte ich den Rat geben, solche Prediger oder Verfasser religiöser Betrachtungen zu studieren, die nicht in den altgewohnten Geleisen gehen, sondern sich der veränderten Situation anpassen. Bitzius, Naumann und Frenssen kommen hier in Betracht, in erster Linie jedoch Dörries. Ich möchte ihn den Musterprediger für Industriegemeinden nennen. Er ist einfach, klar und konkret, weiß aus Literatur, Geschichte und Kunst passende Veranschaulichungsmittel heranzuziehen. Er zitiert da keine Bibelstellen, wo sie nicht hingehören. Er kennt ganz genau die Zusammensetzung der Industriegemeinde, knüpft an lokale Ereignisse, wie z. B. einen Selbstmord an. Er sagt am 1. Advent nicht, daß der Herr jetzt wiederum einziehe in die Welt – was ja auch gar nicht wahr ist – sondern fragt, gewiß im Hinblick auf die innere Verfassung seiner Gemeindeglieder: Gibt es einen Gott? Er predigt immer interessant; ich glaube nicht, daß bei ihm ein Zuhörer einschläft. Er ist im besten Sinne ein moderner Prediger.

Digitized by Google

Anhang: Die Erntefestpredigt in der Industriegemeinde.

Die Predigt am Erntedankfeste macht namentlich dem Anfänger große Schwierigkeiten. Unsere Kirchengebete reden an diesem Tage von dem Segen der Felder, von der Behütung der Saaten, von der Abwendung von Frost und Hagel, und dabei mag es manchem Erntefestprediger gehen, wie mir, der ich in einer Gemeinde von 4000 Seelen nur zwei Landwirte habe. Von den Äckern, Bäumen und Weinbergen, von fetten und mageren Jahren können wir also höchstens im Vorübergehen reden. Der Zentralgedanke muß hier sein: Das Erntedankfest gilt nicht nur der Arbeit des Landmannes, sondern jeder ehrlichen, tüchtigen Arbeit, und Gottes Werk ist es, dem Menschen Arbeit und damit Brot zu schaffen. Ich habe beispielsweise in einer derartigen Predigt auf die mageren Jahre in der Industrie hingewiesen, als in den 70er Jahren und dann bei der Krisis um das Jahr 1900 Arbeiter entlassen wurden und die Arbeitszeit eine Verkürzung erfuhr, und habe dann dargelegt, in welcher ungeahnten Fülle es dann in der Gemeinde wieder Arbeit gab durch den Bau einer großen Rheinbrücke, durch Bahnbauten und durch den Aufschwung der Industrie, so daß Leute aus aller Herren Ländern, Deutsche, Italiener und Kroaten, bei uns Beschäftigung fanden. Dabei ist zu betonen, daß es Gottes Werk ist, nicht nur daß das Korn wächst, die Wiese Gras hervorbringt und die Obstbäume Früchte tragen, sondern auch, daß die staatlichen und privaten Betriebe heute so vielen Menschen einen guten und

regelmäßigen Verdienst geben. Daran lassen sich die allgemeinen Erwägungen über die Arbeit und ihren Segen, über Sparsamkeit und Geiz, über Wohltätigkeit und Hartherzigkeit anfügen. Am Erntedankfeste darf der Prediger etwas tun, das ihm sonst verwehrt sein soll, nämlich er darf wirtschaftliche und soziale Fragen besprechen.

3. Der Religionsunterricht.

Welcher Arbeiterpfarrer seufzt nicht, wenn er dieses Kapitels gedenkt? Ich habe am Ende des Abschnittes II eine Charakteristik der Schulkinder gegeben, in der festen Überzeugung, nicht zu pessimistisch geschildert zu haben, und greife hier auf das Gesagte wieder zurück. So ungünstig, wie bei uns, liegen die Verhältnisse weder in einer Bauerngemeinde noch in der Stadt. Bauersleute setzen einen Stolz hinein, daß ihre Kinder in der Schule fleißig und gesittet sind. Wenn ein Junge während des Konfirmandenunterrichts faul ist, so sagt ihm der Vater hundertmal vor, daß er nicht zur Konfirmandenprüfung in die Kirche gehen werde, um sich der Unwissenheit seines Sohnes nicht schämen zu müssen. Auf dem Lande sind die Kinder dem Erzieher viel mehr zugetan, bemühen sich, ihm Freude zu machen. In der Stadt ist es, abgesehen von den Kindern verdorbener Eltern, nicht viel anders. Aber in der Industriegemeinde! Da sitzt vor dem Lehrer ein großer Haufe träger, denkfauler, unruhiger, zum Teil unsauberer Kinder, die meist nichts

Digitized by Google

im Sinne haben, als durch allerhand Unfug Heiterkeit bei den Mitschülern zu erwecken. Dreiviertel von allen wissen oft nicht, wovon überhaupt im Unterrichte gesprochen wird. Der eine hustet, der andere putzt die Nase, der dritte scharrt mit den Füßen, der vierte sieht zum Fenster hinaus usw. Die beste Zeit geht mit unablässigem Mahnen zum Stillsitzen und Aufmerken hin. Zu Hause wird nichts, aber auch rein gar nichts gelernt. Die wenigen strebsamen Kinder kommen vor den übrigen nicht auf. Mit solchen Schülern Katechismus zu treiben, ist eine Qual. Was man ihnen in der einen Stunde einprägt und unter vieler Mühe erklärt hat, ist in der nächsten Stunde sicher vergessen. Der Lehrer, der hier den Stock nicht zu schwingen versteht, ist unrettbar verloren. Es gibt sogar Religionsstunden, in denen man ohne dieses Hilfsmittel nicht auskommt, wenn auch unerfahrene, naive Gemüter sich darüber sittlich entrüsten mögen.

Unter diesen Umständen wird man von dem Erfolg des Religionsunterrichts, den der Geistliche und der Lehrer in der Schule erteilt, nicht allzu viel halten dürfen. Von einer Vertiefung wird vollends nicht die Rede sein, namentlich da nicht, wo man mehrere Jahrgänge zusammen unterrichtet. Wenn man Disziplin in der Klasse hergestellt und die Kinder mit einer Anzahl von Sprüchen, biblischen Geschichten und Kirchenliedern bekannt gemacht hat, so wird man zufrieden sein müssen.

Um so erfreulicher ist, daß man im Konfirmandenunterrichte bedeutend mehr erreicht. Dieser auffällige Unterschied hat seinen Erklärungsgrund zunächst in der Tatsache, daß die Konfirmation in unserem evan-

Digitized by Google

gelischen Volke sich ganz ungemeiner Wertschätzung erfreut. Das ist eine Tatsache, die unseren Theologen nicht genügend bekannt zu sein scheint, sonst würden wir nicht immer wieder von Reformvorschlägen bezüglich der Konfirmation hören. Wenn sich eine Institution bewährt hat, so taste man sie nicht an. Oder will man nur einen Stoff haben, um daran theologische und kirchliche Weisheit zur Geltung zu bringen? Viele unserer Theologen machen es wie die kleinen Kinder, die an einem Musikinstrument so lange herumklopfen und es so gründlich untersuchen, bis es entzwei ist. Gottesdienstliche Einrichtungen müssen wir vor den Experimenten der Studierstube schützen. Der Tag, an dem die Kinder, begleitet von Vater und Mutter und sonstigen Verwandten, in die Kirche zum feierlichen Gottesdienste gehen, der Tag, an dem sie vor dem Altar knien, ragt weit über das Gleichmaß ihrer übrigen Lebenstage hinaus, und mögen auch Tausende nicht recht wissen, was sie geloben, ebenso vielen Tausenden ist dieser Tag doch zeitlebens gesetzt zum Segen. Das ist gottlob auch noch in der Industriegemeinde so. Die Alten, die vom Dorfe hergekommen sind, vererben die Wertschätzung der Konfirmation der Nachkommenschaft. Deshalb sind die Kinder auch im Unterrichte gesammelt und gesittet. Schon der Umstand, daß der Konfirmandenunterricht nicht mehr ein integrierender Bestandteil des Schulunterrichts ist, daß er in einem kirchlichen Gebäude erteilt wird, hindert sie an dem in der Schule üblichen Unfug. Diese Tatsachen gilt es auszunützen. Natürlich muß zunächst an den Verstand der Kinder appelliert werden. Angesichts der vielen Gefahren, denen gerade sie aus-

gesetzt sind, kommt die Apologetik zur Geltung. Ich kann mich nicht entschließen, im Konfirmandenunterrichte die sogenannten Beweise für das Dasein Gottes als wertlos zu übergehen, sondern traktiere sie recht eifrig; denn ich weiß, eine der ersten Fragen, die meinen konfirmierten Knaben in der Werkstätte und in der Fabrik von kirchenfeindlichen und unreligiösen Mitarbeitern gestellt wird, lautet: „Gibt es denn einen Gott?" Auch die Deszendenzlehre kann nicht übergangen werden. Aber allermeist gilt es, Gemüt und Willen zu beeinflussen. Das Gemüt, weil die Industriegemeinde über wenig Gemütskraft verfügt, den Willen weil er hier so leicht auf Unedles gelenkt wird. Stößt man im Katechismus auf Fragen, die einst einem Dogmatiker des 17. Jahrhunderts Gelegenheit gegeben haben, seinen Scharfsinn zu üben, so lasse man sie ruhig an ihrem Orte stehen. Sie laufen ja nicht davon. Es wird kein Unglück sein, wenn die Kinder später einmal nichts mehr von den beiden Ständen und den drei Ämtern Jesu Christi wissen, aber ein Unglück ist es, wenn sie keinen Eindruck von dem heiligen, reinen und reichen Leben bekommen, das in ihm ist. Man mache die Kinder bekannt mit denjenigen Bibelstellen, die nicht nur in der Konfirmandenprüfung, sondern auch im Wanderleben, im Dienstbotendasein, in der Mietskaserne, in der Maschinenhalle, im Mannschaftszimmer der Kaserne und sogar im Wirtshaussaale noch nachklingen. Ps. 23, 42, 90, 121, 128, Röm. 8, die Bergpredigt kommen hier in Betracht. Man greife in die Schatzkammer unserer Kirchenliederdichtung hinein. Gerhardt, Flemming und Heermann halten länger vor als die unbekannten

Poeten, deren Kouplets man bei den sogenannten Abendunterhaltungen singt. Eine 68jährige, schwerkranke Frau, die wegen ihres unbehilflichen Körpers seit 20 Jahren nicht mehr in die Kirche gekommen war, sagte mir, als ich sie besuchte, das Lied „Alle Menschen müssen sterben" von Anfang bis zu Ende her. Sie war nicht etwa in einer frommen Bauerngemeinde aufgewachsen, sondern war geboren, konfirmiert und getraut in Berlin und hatte später in verschiedenen Industriestädten gewohnt. Ein alter Mann, der aus Thüringen stammte, hielt mich einst auf der Straße an, zog ein Blatt Papier aus der Tasche und sagte mir: „Ich habe hier ein Lied aufgeschrieben, das uns unser Pfarrer in der ersten Konfirmandenstunde diktiert hat, das wollte ich ihnen gerade bringen." Und nun sagte mir der 70jährige auf der Straße das ganze Lied mit Tränen im Auge her. Deshalb lasse man die Kinder fleißig Kirchenlieder lernen, wenn auch in der Presse, die nicht weiß, was sie tut, auf Beschränkung des Memorierstoffes gedrängt wird. Und die Hauptregel: man versäume nicht, den Unterrichtsstoff mit Leben zu erfüllen. Wie von der Predigt, so gilt auch von dem Unterrichte: immer und immer wieder Anschauung und Beispiele aus dem Leben, der Erfahrung, der Geschichte, der Lektüre. Man erzähle den Kindern möglichst viel von dem, das man aus diesen Gebieten gewonnen hat. Das ist zweckdienlicher, als wenn man sich für einen Professor hält und die Kinder für Studenten, die man in die Wissenschaft einzuführen habe.

4. Christenlehre und Jugendfürsorge.

Eine wertvolle Weiterführung des Konfirmandenunterrichts ist die Christenlehre. Aber es fragt sich, wie lange wir sie noch in der Industriegemeinde aufrecht erhalten können. Wie ein Märchen aus alter Zeit mutet es uns an, wenn uns alte Leute erzählen, daß in ihrer Jugend rechts in der Kirche die Jünglinge, links die Jungfrauen bis zum 20. Lebensjahre hinauf gestanden und geantwortet haben. In der Industriegemeinde geizt man nach anderen Lorbeeren als nach denen, die der Pfarrer in der Katechismuslehre austeilt. Hier wirken die jungen Leute frühzeitig bei den Vereinsfestlichkeiten mit und lassen sich wie große Künstler hervorrufen. Der am Sonntage abgehaltene gewerbliche Zeichenunterricht entfremdet unmittelbar nach der Konfirmation die Jünglinge nicht nur der Christenlehre, sondern dem gottesdienstlichen Leben überhaupt. So sind nur noch Rudimente der alten, guten Einrichtung vorhanden. Die Ausschreiben der Kirchenbehörden werden daran nichts ändern. Aber fortgeführt muß die Einrichtung werden, und wenn man auch nur auf wenige der heranwachsenden männlichen Jugend — die Mädchen kommen fleißiger — einwirken kann. Alles Schulmäßige ist dabei zu vermeiden. Am vorteilhaftesten ist es, einen geeigneten kirchengeschichtlichen Stoff zu behandeln und daran die religiös-ethischen Unterredungen anzuknüpfen. Das Leben Luthers, Bilder aus der Inneren und Äußeren Mission, das Leben einzelner Kirchenliederdichter, bei Mädchen das Leben christlicher Frauen, wie es Merz in „Christliche Frauenbilder“ bietet, dürften hier in

Betracht kommen. Jesaia und Jeremia dürften wegen des großen zeitlichen Abstandes für die Jugend weniger Interesse haben. Wohlgemerkt: Der geschichtliche Stoff ist nur das Vehikel, auf dem das, was den Kindern not tut, fortbewegt wird. Nötig ist, in der Christenlehre immer wieder auf die gottwohlgefällige Gestaltung des Lebens, auf die Treue im Berufe, auf die Wichtigkeit der Jugendzeit vom 14. bis zum 22. Lebensjahre, auf den Wert und Unwert irdischer Freuden, auf die Pflicht der Standhaftigkeit in der Versuchung hinzuweisen. Bist du mit deinem Gott im Reinen? Betest du noch? Hast du dir Vorwürfe zu machen, wenn du abends zu Bett gehst? Das sind Fragen, die mit seelsorgerlichem Takte in der Christenlehre besprochen werden müssen. Auch muß man gerade jungen Leuten, die mitten in der Ausbildung zu ihrem Berufe stehen, immer wieder zeigen, was Gottvertrauen, Treue und Ausharren in widriger Lebenslage ist, und in der unkirchlichen Industriegemeinde darf eine kräftige Mahnung an die kirchlichen Pflichten nicht fehlen. Auch hier Beispiele und immer wieder Beispiele aus dem Leben! Für das Leben wollen wir ja die jungen Leute erziehen.

Wo der Boden dafür günstig ist, wo ein geeignetes Lokal sich findet und ältere Gemeindeglieder dem Pfarrer helfen wollen, gründe man einen Jünglings- bezw. Jungfrauenverein. In der Stadt werden alle diese Vorbedingungen da sein, in der Industriegemeinde und im Bauerndorfe nicht immer. In manchen Fällen dürfte es verdienstlich sein, derartige Vereine nicht in das Leben zu rufen. Es gibt Gemeinden, in denen hierfür keine Nötigung vorliegt, Gemeinden,

Digitized by Google

zu deren innerer und äußerer Verfassung sie nicht passen. Nach der Schablone können wir nicht arbeiten. In der Industriegemeinde werden derartige Vereine Segen stiften. Wer irgendwie Zeit und Kraft hat, gehe an diese Arbeit. Aber er bilde sich nicht ein, daß der Jünglingsverein die wichtigste seiner Arbeiten sei, und er schreibe vor allem nicht sofort in die Zeitung, wenn er in seinem Vereine etwas gemacht hat. Es ist eine Unart, die vielen Jünglingsvereinen und ihren Leitern anhaftet, daß sie so ungemein von der eigenen Vortrefflichkeit entzückt sind und mit der Selbstberäucherung kein Ende finden.

Posaunenblasen gehört nicht unbedingt zum Jünglingsverein. Das muß in einer Zeit gesagt werden, in der es Leute gibt, die das Posaunenblasen und noch dazu das Blasen falscher Töne für ein verdienstliches Werk ansehen.

5. Die Kasualrede.

Wie ich in meinen Ausführungen über die Predigt auf Schians Schrift „Die Predigt" hingewiesen habe, so lenke ich hier, was die prinzipielle Seite der Frage betrifft, die Aufmerksamkeit auf Niebergalls die „Moderne-Praktische Predigtbibliothek" eröffnende Arbeit „Die Kasualrede". Dort ist alles Grundlegende gesagt; ich exemplifiziere hier auf die Industriegemeinde.

Es gibt evangelische Theologen, die die Kasualrede abgeschafft wissen wollen. Das wohl erwogene

Wort des Formulars sei der freien, nicht immer wohl erwogenen Rede vorzuziehen. In großen Gemeinden sei es schwer, kasuell zu reden, da man oft die Verhältnisse nicht kenne. Damit werden die Argumente der Gegner der Kasualrede schon erschöpft sein. Sie sind überaus fadenscheinig und schwach. Die Kasualrede ist eine Einrichtung, mit der nach meiner Überzeugung die evangelische Kirche steht und fällt. Sie aufzugeben, also von einer Tradition, die Jahrhunderte alt ist, abzugehen, wäre sehr töricht. Unsere Gemeindeglieder würden sich jedenfalls dagegen wehren. Einem Ehepaar, das sich mit der standesamtlichen Trauung begnügen würde, weil der Gemeindepfarrer zu nichts bereit ist als zum Vorlesen einiger Sätze eines Formulars, könnte man keinen Vorwurf machen.

Evangelische Leichenreden in Gemeinden, die zum größten Teile Katholiken in sich schließen, veranlassen diese jedesmal zur Frage: warum geschieht das nicht in unserer Kirche? Wie man die Bedeutung der Leichenrede auf der Gegenseite schätzt, lehrt mich ein katholischer Priester, der dann und wann in der Sonntagspredigt unsere Leichenreden bespricht und ihnen allerhand anzuhängen sucht. („Sie geben keinen Trost, wühlen den Schmerz nur auf.") Der Mann ist sonst nicht so darauf aus, daß der Trost nicht zu kurz kommt. Er stachelt lieber auf, als daß er beruhigt, liebt mehr die Motive als die Quietive. Es fragt sich, ob die katholische Kirche namentlich da, wo sie mit der evangelischen in Konkurrenz kommt, nicht im Laufe der Zeit über ihr stereotypes: „Herr, gib deinem Sohne Alois die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm! Amen" hinausgehen wird.

Digitized by Google

Die Kasualrede ist in der Industriegemeinde, in der so viele die Verbindung mit der christlichen Gemeinde verloren haben, von ganz hervorragender Bedeutung. Hier allein ist Gelegenheit geboten, auf Leute einzuwirken, die man nie in der Kirche sieht, mit solchen Beziehungen anzuknüpfen, die sonst dem Pfarrer aus dem Wege gehen. Bei der Taufe ihrer Kinder hört der Sozialdemokrat, sofern er nicht entwischt, ehe der Geistliche kommt, der frivole Wirtshaus- und Vereinsmensch, der sogenannte Atheist, die genußsüchtige Frau wieder etwas von christlichen Gedanken. Gerade bei solchem äußeren Anlasse sind ja die Herzen mehr aufgetan als sonst. Wie vernehmlich kann man einem Brautpaare, das vom Lande nach der Industriegegend kommt, zurufen: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Vollends die Begräbnisse geben eine ganz unvergleichliche Gelegenheit, in christlichem Geiste auf die Menschen zu wirken. Da kommen die Vereine mit Fahnen und Kränzen, leider oft auch mit der Musikkapelle, die Deputierten mit dem Manuskript eines Nachrufs im Zylinderhut, die Verwandten, Nachbarn, Freunde, Arbeitskollegen des Verstorbenen, oft viel neugieriges Volk, das den Friedhofszaun umlagert, lauter Leute, in ihrem Denken und Empfinden so mannigfaltig wie eine Musterkarte. Es wäre doch eine ungeheure Torheit, hier auf eine freie Rede zu verzichten. Allerdings blamieren soll sich der Geistliche in solchen Fällen nicht, darum ist es unverzeihlich, wenn man Pfarrer in solchen Gemeinden anstellt, die keine Redner sind, die wohl über einen einflußreichen Onkel aber nicht über einen Fonds von Gedanken, Bildern und Wendungen verfügen.

Ebensowenig kann es gebilligt werden, wenn man bei der Vorbildung der zukünftigen Geistlichen gar keinen Bezug nimmt auf das so eminent wichtige Auftreten vor großen, verschiedenartig zusammengesetzten Volksmassen, statt dessen aber Dispositionen des Jakobus de Voragine zergliedert. Bei Leichenreden schalte man alles Dogmatische aus, hüte sich auch, eine zu eingehende Exegese des Textes zu geben. Mit einigen kräftigen Strichen stelle man die Hauptgedanken des Textes heraus und rede dann vom Tode, von der Ewigkeit, von der Hinfälligkeit des Erdenlebens, von dem Segen einer frommen Lebensführung in der Art, die wir für die Predigt als mustergiltig bezeichnet haben. Das sind Töne, die in dem Herzen eines jeden Menschen weiter klingen. Jeder Pfarrer, der in einer Industriegemeinde arbeitet, wird es schon erlebt haben, daß Leute, die vorher nie zur Kirche kamen, dann Bürger und Hausgenossen im Gotteshause wurden, wenn sie durch eine Kasualhandlung wieder mit der Kirche in Verbindung gekommen waren.

6. Die Einzelseelsorge.

Unter der Einzelseelsorge verstehe ich, daß der Geistliche den einzelnen seiner Gemeindeglieder, vornehmlich in ihrem Hause, nahetritt, um auf sie, nachdem er die äußere und innere Situation der Familie kennen gelernt hat, in christlich-sittlichem Geiste einzuwirken. Diese Arbeit ist in der Industriegemeinde sehr wichtig;

vielleicht ist sie die wichtigste Arbeit. Weil keine Gleichförmigkeit, kein gemeinsamer Typus vorhanden ist, weil die Menschen oft in fremdartigen Verhältnissen stehen, losgelöst vom Mutterboden, darum muß der Geistliche mit ihnen in persönliche Beziehung treten. Dazu ergreife er jede sich bietende Gelegenheit, er gehe, sobald er einen schicklichen Anlaß hat, in die Häuser, er suche im Laufe der Zeit, wenn es die Größe der Gemeinde zuläßt, mit allen in Verbindung zu treten. Wenn ihm ein gutes Personen- und Namengedächtnis zur Verfügung steht, so ist das sehr vorteilhaft.

Einer törichten, geradezu tollen Forderung muß hier entgegengetreten werden. Das ist die Forderung, daß der Pfarrer regelmäßig alle Häuser besuchen müsse, ob er willkommen sei oder nicht. Man fügt dieser Forderung meist in ebenso leichtfertiger wie sinnloser Weise noch bei: Der Geistliche darf sich durch Menschenfurcht und Menschengefälligkeit nicht bestimmen lassen. Allerdings, aber erstens gibt es ein Hausrecht, von dem jeder Gebrauch machen kann, und zweitens gibt es gewisse Gesetze für den Verkehr der Menschen untereinander, denen auch der „Diener am Wort" untersteht. Wir haben die Pflicht, da, wo man uns verlangt und wünscht, in die Häuser zu gehen, aber wir haben nicht das Recht, ungerufen einzudringen. Mit aller Entschiedenheit betonen wir: für das Seelenheil unserer Gemeindeglieder tragen nicht wir sondern diese selbst in erster Linie die Verantwortung. Wer dennoch ungerufen kommt, riskiert, hinausgewiesen zu werden, eisiger Ablehnung zu begegnen oder sich sehr heiklen Situationen auszusetzen. Bei neu aufziehenden

Digitized by Google

Geistlichen ist es anders. Wenn man ungerufen kommt, so weiß jeder, daß man sich vorstellen will. Später findet jeder Zeit genug, auf schickliche Art in die Häuser zu kommen. Gibt es ein Haus, das er im ersten Jahre nicht betritt, so kommt er doch im zweiten hinein. Man wird auch immer die Erfahrung machen, daß Leute für solche Besuche dankbar und dabei mitteilsam sind.

Selbst zu Kranken, ja gerade zu Kranken darf der Geistliche nicht in allen Fällen ungerufen kommen. Unbedenklich wird er das da tun können, wo er vorher schon mit der Familie oder dem Kranken in engeren Beziehungen stand. Oft aber sind die Familienverhältnisse so eigenartig, desgleichen der Kranke, daß man, um etwas wirken zu können, den Ruf abwarten muß. Man versäume nicht, von der Kanzel, in der Schule, in Sitzungen der kirchlichen Körperschaften immer und immer wieder zu sagen: Krankenbesuche gehören zu meinen Amtspflichten; zu jeder Tages- und Nachtzeit bin ich bereit zu Kranken zu gehen, aber ich bitte um Bestellung, sei es durch eine Postkarte oder irgend einen Boten. Das können wir von unseren Gemeindegliedern verlangen. Sie rufen ja auch den Arzt und die Krankenpflegerin. Warum soll der Pfarrer auf den Zufall angewiesen bleiben? Es ist unsere Pflicht, unsere Gemeindeglieder zur Ordnung zu erziehen. Sie haben Pflichten gegen uns wie wir gegen sie.

Hat man so die Einzelseelsorge, wenn ich so sagen darf, in einem geordneten Betrieb gebracht, so wird sie sich in der Industriegemeinde zu einer sehr gesegneten Tätigkeit gestalten. Anweisungen für das

Einzelne kann man natürlich nicht geben; die Seelsorge muß in der Praxis geübt werden. Nur eine Bemerkung sei hier noch gemacht. Seelsorge wird bei uns nicht nur bei Hausbesuchen getrieben, der Pfarrer muß vielmehr jedwede Gelegenheit zu dieser Arbeit ergreifen. Ursprünglich wollte ich einem besonderen Kapitel die Überschrift geben: „Die Seelsorge auf der Landstraße"; denn gerade auf der Landstraße z. B. Sonntags auf Filialgängen haben wir Gelegenheit, Seelsorge zu treiben, wenn sich Gemeindeglieder zu uns gesellen. Ich bin manchmal schon mit einem Trostbedürftigen, der froh war, mir unter freiem Himmel sein Herz auszuschütten, gegangen. Auch in der elektrischen Bahn und in der Eisenbahn hat man mitunter Gelegenheit, in vollem Sinne des Wortes Seelsorge zu treiben. Sogar im Wirtshause bei einer Vereinsversammlung. Wenn man in London auf der Straße predigt, warum sollten wir nicht auf der Straße Seelsorge treiben? Da wir die Männer nur Sonntags und an den Abenden treffen können, so reichen die Hausbesuche wirklich nicht aus.

7. Bemühungen um das äußere Wohl der Gemeindeglieder.

Gerade durch seine Tätigkeit in der Einzelseelsorge wird der Geistliche in der Industriegemeinde oft genötigt sein, sich auch um das äußere Wohl seiner Gemeindeglieder zu kümmern. In einer Wetterauer Bauerngemeinde wird dies nicht gefordert werden, in

einer Arbeitergemeinde dagegen sehr oft. Dem einen soll man einen Posten in der Fabrik ausmachen, für den Sohn des anderen eine Lehrstelle suchen, dem dritten ein Bittgesuch schreiben. Oft sind Briefe an die entfernt wohnenden Verwandten eines Gemeindegliedes zu schreiben, um eine Aussöhnung anzubahnen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, in Fällen der Not und Krankheit um Hilfe zu bitten. Die Arbeit dieser Art ist sehr unbefriedigend und undankbar. Es sind nicht die besten Arbeiter, die uns bei der Suche nach Arbeit brauchen, und dem Geschäfte, dem man solche Leute zuweist, erweist man keinen Dienst. Oft habe ich sehr große Mühe gehabt, einen Mann unterzubringen; sechs Wochen blieb er, dann setzte er seinen Stab weiter. Dennoch können wir uns derartigen Verpflichtungen nicht entziehen.

In der Industriegemeinde darf man nur im Notfalle ein Gemeindeglied abweisen. Zutritt muß jeder zu jeder Zeit haben. Was die Einrichtung einer besonderen Sprechstunde betrifft, so müssen wir es machen wie ein alter Pfarrer im Vogelsberg. Der wurde von einem Pfarrvikar gefragt: „Wann halten Sie Ihre Sprechstunde?" Der Alte gab zur Antwort: „Ich habe zwei Sprechstunden am Tage, die eine von morgens 6 bis abends 6, die andere von abends 6 bis morgens 6; wer außerhalb dieser Zeit kommt, wird nicht angenommen." Für die Industriegemeinde ist die gleiche Einrichtung zu empfehlen, namentlich abends nach 7 Uhr muß der Pfarrer zu sprechen sein, da um diese Zeit die Männer erst von der Arbeit frei sind.

Zahllos sind die Ansprüche auf Geldunterstützung, und schwierig ist es, Wünsche dieser Art zu erfüllen,

da ein Armenfonds meist nicht da ist. Die Amtsbrüder in altevangelischen Städten, wo reichlich Stiftungen vorhanden sind, haben es hierin leichter. Wir müssen uns darauf beschränken, nur in Fällen wirklicher Not einzugreifen. Geld leihe der Pfarrer niemals; denn nicht ein Pfennig wird ihm zurückerstattet, und die, die Geld von ihm leihen, taugen nichts.

In diesem Zusammenhange ist von der Einrichtung einer geordneten Krankenpflege und einer Gemeindebibliothek zu reden. Beide sind in der Industriegemeinde hochnötig. Unsere Familien haben selten Zusammenhang mit Verwandten, die in Krankheitsfällen helfend zur Seite stehen. Darum ist eine Gemeindediakonie sehr nötig. Der Arbeiterpfarrer muß darauf bedacht sein, eine solche zu beschaffen, und wird gewiß überall von der Seite Unterstützung erwarten dürfen, von der sie mir bei der Einrichtung eine Diakonissenstation geworden ist, nämlich von den Industriellen, deren Arbeiter am Orte wohnen.

Unbedingt erforderlich in dem Zeitalter, da Wochenschriften wie „Nimm mich mit" und „Der Reporter" verbreitet werden, ist in der Industriegemeinde eine Volksbibliothek. Man schaffe namentlich gute Lebensbeschreibungen und gute Erzählungen an. Die trefflichen Volksschriftsteller alten Schlages wie Hebel, Gotthelf, W. O. von Horn, Glaubrecht müssen unter allen Umständen da sein; denn sie haben das, was unseren Gemeindegliedern fehlt: Gemüt, kraftvolles Wollen, gesunden christlichen Geist, sittliches Empfinden. Von den neueren sollen Sohnrey, Rosegger, Schaumberger u. a. vertreten sein. Wenn ein Gemeindeglied ein Buch von mir fordert, so gebe ich ihm mit Vor-

Digitized by Google

liebe ein solches, das in seiner Heimat wurzelt, dem Rheinländer W. O. von Horn, dem Oberhessen Glaubrecht, dem Hannoveraner Sohnrey, dem Süddeutschen Hebel und Gotthelf. Schlesiern habe ich schon den prächtigen, dem gewöhnlichen Verständnisse allerdings nicht angepaßten Roman „Quitt" von Theodor Fontane gegeben. So erhält man die Leute in Verbindung mit ihrer Heimat. Auf alle Fälle sei man bei der Auswahl der Bücher nicht zu ängstlich. Wenn auch einmal etwas Derbes und Unchristliches unterläuft, so ist das kein Schaden; denn das passiert unseren Leuten jeden Tag im Leben.

Ein gutes christliches Sonntagsblatt haben wir in Deutschland noch nicht. Darum müssen wir, bis uns die Zukunft ein solches beschert, es noch mit den gegenwärtigen Blättern versuchen, die sich durch langweilige religiöse Betrachtungen und durch Erzählungen ohne Geist und Kraft aber mit sehr löblicher Gesinnung auszeichnen.

Hat der Pfarrer Zeit, so ist es ersprießlich, wenn er sich an nichtkirchlichen aber gemeinnützigen, auf das Volkswohl hinzielenden, sozialen Bestrebungen (gemeinnützige Bautätigkeit, Volksbildungswesen, Genossenschaftswesen) beteiligt. Man wird unsere Mitarbeit hierbei schätzen und anerkennen, daß wir bereit sind, in uneigennütziger Weise unseren Mitbürgern zu dienen. Dringend sei vor politischer Betätigung gewarnt; durch sie leidet unter allen Umständen die cura animarum, und sie ist uns doch auf die Seele gebunden.

8. Vereinswesen.

Nicht in unseren wissenschaftlichen, der praktischen Theologie dienenden Zeitschriften, aber in den Pfarrvereinsblättern und in den evangelischen Sonntagsblättern wird zurzeit das kirchliche Vereinswesen einseitig in den Vordergrund geschoben. Setzen wir den Fall, ein Pfarrer habe in seiner Gemeinde einen Jünglingsverein begründet, der lebensfähig ist — flugs geht er hin und schreibt einen mit salbungsvollen Ausdrücken reich gespickten Artikel, in dem er die Gründung eines Jünglingsvereins jedem seiner Kollegen zur unbedingten Pflicht macht. Der zweite macht es so mit seinem Kirchengesangvereine, der dritte mit seinem Posaunenchor, der vierte mit seinem Missionskränzchen, der fünfte mit seinem Männerverein, der sechste mit seinen Familienabenden, der siebente mit den Vorträgen über Kulturgeschichte, die er vor Bauersfrauen halten läßt. Nun denke man sich irgendwo einen braven, gewissenhaften, etwas ängstlichen Pfarrer. Der hört und liest, wie alle diese Mittel mit volltönenden Worten angepriesen werden. Da fängt der Mann in seiner Gewissenhaftigkeit an und gründet Verein auf Verein, sucht seine Leute mobil zu machen und erlebt die allerbittersten Enttäuschungen. Wäre ich ein Charles Dickens, so würde ich ein Märchen schreiben, in dem die einzelnen Vereine nachts als Gespenster zu dem Pfarrer kommen, um ihn zu töten.

Es kann nicht genug gegen diese Art protestiert werden, die sogar unter Zuhilfenahme der Behörden es versucht, einem Pfarrer Arbeiten aufzuzwingen, die für seine Gemeinde keinen Nutzen haben, ihm aber

nur Ärger machen. In Hessen ruft man heute laut danach, daß die Kirchenbesucher allsonntäglich gezählt werden sollten. Haben wir noch nicht Statistik genug und gehört das auch zur Seelsorge? Jeder Pfarrer hat das Recht, sich zu wehren, daß er in seiner eigentlichen Arbeit nicht behindert und vom Zentrum auf die Peripherie gedrängt wird.

Das gilt mutatis mutandis von dem Vereinswesen. Es wird nicht angehen, daß man die Forderung aufstellt: weil unserem Geschlechte der Trieb zur Assoziation innewohnt, darum muß die Kirche um jeden Preis Vereine gründen, um sich dadurch die Möglichkeit einer gedeihlichen Wirksamkeit zu sichern. Prinzipiell wird man sagen müssen: wo der Boden dafür vorhanden ist, da werden kirchliche Vereine Nutzen bringen, im entgegengesetzten Falle nur Schaden. Ich weise auf ein Beispiel hin. In Mainz besteht ein sehr großer „Evangelischer Verein“, der sich die Aufgabe gesetzt hat, „als Pflegestätte wahren, tatkräftigen Christentums, vaterländischen Sinnes und edler fröhlicher Geselligkeit sowie als Sammelpunkt zu freier Besprechung evangelischer Interessen zu dienen.“ Dieser Verein, der seit 1889 ein geräumiges Vereinshaus besitzt, veranstaltet in einer gewissen Reihenfolge stark besuchte Familienabende, über denen immer ein Hauch christlichen Geistes schwebt. Dadurch werden sehr viele Gemeindeglieder, namentlich solche aus dem Mittelstande, in Verbindung mit ihrer Kirche gehalten und ihre gesellige Freude veredelt. In einer Mainzer Vorortgemeinde, die fast nur Arbeiter in sich schließt, besteht ein Verein, der ganz die gleichen Bestrebungen hat aber lange nicht denselben Erfolg. Es fehlt an Mit-

gliedern, die reif genug sind, den Verein in die richtigen Bahnen zu lenken. Streitigkeiten, Reibereien bleiben nicht aus; bei den Familienabenden herrscht mitunter wenig Ordnung, kurzum man sagt sich: es wäre für die Kirchengemeinde ein Vorteil, wenn der Verein nie gegründet worden wäre. Für die allermeisten kirchlichen Vereine ist das Wirtshaus die große Gefahr. Tagt der Verein im Wirtshause, so ist er bald ein Vergnügungsverein, und all das Unleidliche, das in diesen Vereinen vorkommt – Rivalität und Streitigkeiten – kommt in ihm vor. Speziell in der Industriegemeinde, wo die Leute in ein ödes, unfruchtbares Vereinsleben verstrickt sind, ist diese Gefahr groß. Hier ist es rein unmöglich, daß der Pfarrer die Zügel in der Hand behält; denn die Leute haben so oft anderwärts schon als Vorstandsmitglieder fungiert, daß sie gegen jede Leitung von anderer Seite von vornherein mißtrauisch sind.

Also, wo man die Überzeugung hat, daß ein kirchlicher Verein den Zweck erfüllt, daß er die Gemeindeglieder sammelt und miteinander zusammenschließt, sie mit ihrer Kirche in Verbindung bringt und letztlich ihr Leben in Gott fördert, da gehe man freudig und energisch an die Arbeit. Hat man aber diese Überzeugung nicht, so lasse man sich von keiner Seite einen Zwang gefallen. Wir sind nicht dazu da, den Leuten ein Amüsement zu verschaffen. Das wird von anderer Seite besser besorgt, als wir es können.

VI. Organisation, Finanzwirtschaft und Ähnliches.

Hier stoßen wir auf ein Gebiet, das dem Pfarrer in der Industriegemeinde die allergrößten Schwierigkeiten macht, Schwierigkeiten, von denen der glückliche Kollege in einer Gemeinde nach altem Zuschnitt keine Ahnung hat. Dieser findet bei seinem Amtsantritt meist alles, was er braucht: Kirche, Pfarrhaus, ausreichende Mittel. In Gemeinden, die ihre Größe der Industrie verdanken, ist meist nichts dergleichen oder nur sehr wenig vorhanden. Ich darf hier eigene Erfahrungen zum Wort kommen lassen. Als ich vor 11 Jahren mein jetziges Amt antrat, waren zuerst 17000 M. Bauschulden abzutragen. Das ging mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereines ziemlich schnell, machte aber durch den Zwang zu fortwährenden Berichten und Bittgesuchen große Arbeit. Dann war das Kapital für einen Kirchenbau zu sammeln und die Kirche zu bauen. Als diese nahezu fertig war, war ein Pfarrhaus zu bauen, und jetzt beginnen die Vorbereitungen für einen zweiten und größeren Kirchenbau. Die Akten über den Ankauf von Grundstücken, die Voranschläge, Pläne und Baurechnungen sind in den letzten 6 Jahren nicht von meinem Schreibtische weggekommen. Die Errichtung

einer Diakonissenstation in der Hauptgemeinde machte gleichfalls Mühe. In zwei Gemeinden waren Volksbibliotheken einzurichten. Auch habe ich drei Vereine, von denen der eine zur Zeit seine Tätigkeit eingestellt hat, begründen helfen. Dazu kam die Nötigung, fast in jedem Jahre Neuwahlen vorzunehmen, da durch das Hin- und Herziehen der Bevölkerung stets Lücken in den Kirchenvorständen und Gemeindevertretungen waren. Mein Geschäftsregister weist aus, daß ich in den letzten 4 Jahren insgesamt 2040 amtliche Berichte, Briefe und Postkarten abgesandt habe, in einem Jahre allein 777. Diese fast unerträgliche Last wird noch vermehrt durch die statistischen Zusammenstellungen, die für die Kirchenbehörden und den Gustav-Adolf-Verein zu liefern sind und die bei der großen Ausdehnung der Gemeinden (im ganzen 21000 Einwohner, darunter 4000 Evangelische und 400—500 Mischehen), hauptsächlich wegen des Fluktuierens der Bevölkerung unverhältnismäßig viel Mühe macht. Aber es geht nicht anders; die Organisation macht allerwärts in einer neu eroberten Provinz, in einem neu aufgeschlossenen Lande solche Schwierigkeiten. Die meisten evangelischen Kirchengemeinden sind 350 Jahre alt, meine Gemeinden wurden 1886 begründet. So mag es mit vielen Industriegemeinden sein.

Und der nervus rerum fehlt in der Industriegemeinde mit ihrer geringen Steuerkraft. Es gibt unter den Pfarrern ja Kinder des Lichtes, die der Ansicht sind, die Kirchengemeinden hätten nur lebendige Seelen aber kein Geld nötig. Diese frommen, oder soll man schreiben, satten Männer sitzen ausschließlich in behaglichen Dorfgemeinden, wo die Treue der Vor-

gänger für alles, das not tut, gesorgt hat. Darum geht es ihnen, wie dem Stammtischmenschen, der das Kriegführen viel besser versteht als der im Felde stehende Soldat. Wir in der armen Arbeitergemeinde empfinden es bitter, wenn wir aus Mangel an Geld oft nicht einmal das Nötigste herrichten können, Jahrzehnte lang z. B. ohne Orgel und Glocken sein und betteln gehen müssen. Schließlich führt jedoch besonnenes, umsichtiges Bemühen, das weit ausschaut, zum Ziele, und die Kirchenbehörden helfen kräftig mit. Eigentlich sollten das auch die Kirchengemeinden tun, deren Angehörige wir kirchlich zu versorgen haben. Durch Kollekten, die uns zugewendet werden, und Gaben der Zweigvereine der Gustav-Adolf-Stiftung wird dieser Forderung Genüge geleistet.

Gerade bei den Arbeiten, die sich auf den äußeren Bestand der Gemeinde erstrecken, ist die Mithilfe eines tüchtigen Kirchenvorstandes sehr erwünscht, sehr ersprießlich und auch sehr nötig; denn z. B. beim Ankauf von Grundstücken und bei ähnlichen Geschäften sind Männer aus anderen Berufskreisen erfahrener als der Pfarrer, wenigstens als der junge Pfarrer. Gerade in Industriegemeinden ist das von Vorteil, daß der Geistliche von Männern unterstützt wird, die Energie und Geschäftsgewandtheit haben. Die kirchliche Haltung, der fromme Sinn und der bewährte Charakter tun es nicht allein. Darum sollte man nur Leute wählen, die in irgend einer Beziehung etwas für das Gemeindeleben tun können, möglichst Leute aus verschiedenen Ständen: Fabrikanten, Beamte, Kaufleute, Gewerbetreibende und Arbeiter. Es ist unsozial, nur Besitzende in die kirchlichen Körperschaften zu wählen,

es ist aber auch unsozial, nur Besitzlose zu wählen. Baumgarten hat auf dem „Evangelisch-sozialen Kongresse" zu Hannover bemängelt, daß in den Kirchenvorständen zu wenig Arbeiter und diesen sozial gleichstehende Personen seien. Gewiß hat er damit Recht, aber man muß die Sache doch auch von einem anderen Standpunkte ansehen. Ich arbeite viel und gern mit Arbeitern zusammen sowohl in kirchlichen Vertretungen als auch in dem Vorstande einer gemeinnützigen Baugenossenschaft, bin mir aber klar darüber, daß deren Mitarbeit nicht viel bedeuten würde, wenn in den betreffenden Körperschaften nicht auch Männer aus sozial höher stehenden Schichten wären, die über eine reiche geschäftliche Erfahrung verfügen. Der Arbeiter, der den ganzen Tag angestrengt arbeitet und den Abend für sein Hauswesen nötig hat, ist selten in der Lage, sich eine über seinen Kreis hinausreichende Geschäftskenntnis zu erwerben. In Fragen der Organisation, der Finanzwirtschaft, der Bautätigkeit wird der Fabrikdirektor und Kaufmann mehr zu brauchen sein als der Arbeiter und Handwerker. Es ist auch nicht zu verkennen, daß der Mann, der für sich selbst nicht viel zu verwalten hat, bei der Verwaltung eines öffentlichen Fonds nicht immer sorgsam ist. Auch haftet manchem Arbeiter, der in kirchliche Vertretungen gewählt ist, ein kleinlicher Zug an. Er will gefragt sein, wenn der Pfarrer einen neuen Docht für eine Lampe anschafft, dagegen, was die Anlage von Kirchenkapitalien betrifft, da mag der Pfarrer selbst nach dem Rechten sehen. Der Arbeiter vergibt gern Arbeiten und Armenunterstützungen, natürlich nur an Leute, die mit ihm befreundet sind, auch wenn sie ge-

schäftlich und moralisch minderwertig sind, die Beschaffung der Mittel überläßt er dem Pfarrer. Im allgemeinen sieht er mehr auf seine Rechte als auf seine Pflichten; die Weite des Blickes fehlt ihm. Darum ist es gut, wenn in Industriegemeinden doch nicht nur Arbeiter bei den kirchlichen Wahlen gewählt werden. Sonst wird dem Pfarrer ein schwerer Klotz an das Bein gebunden.

VII. Sonstiges.

1. Die Industriegemeinde und die Kirchenbehörden.

Es liegt auf der Hand, daß die Arbeit in der Industriegemeinde nicht allein dem Pfarrer und den Gemeindeorganen obliegt, sondern daß auch die Kirchenbehörden hier in hervorragendem Maße mithelfen müssen. Ohne die tatkräftige Unterstützung der Konsistorien kann in solchen oft neu in das Leben getretenen und unausgebauten Gemeinden nichts geschehen. Die Organisation, die Errichtung von Bauten, die Zuweisung von Geldmitteln beschäftigen sehr die Behörden. Ihrer Fürsorge müssen gerade Gemeinden dieser Art anbefohlen sein, in Gemeinden alten Schlages geht die Arbeit von selbst in den Jahrhunderte alten Bahnen weiter. Was die Industriegemeinden insonderheit von den Kirchenbehörden verlangen dürfen, ist außer der Beratung in schwierigen Fällen die zweckentsprechende Besetzung der Pfarrstellen. Nicht jeder Geistliche paßt für die Industriegemeinde. Der, der mit erheblichem Amtsbewußtsein ausgerüstet ist, das Heil in der Kirchenzucht erblickt und es liebt, gewichtig aufzutreten und zu repräsentieren, der bleibe lieber in seinem stillen, stillen Tal oder werde „Stadt-

Digitized by Google

pfarrer" in einer Stadt von 2000 Einwohnern. Auch der, dem das moderne Geistesleben eine unentdeckte Insel ist, ziehe vor, den Bauern und Hirten zu predigen, wie es Luther als Mönch tat. Desgleichen bleibe der ein Fremdling in unseren Toren, der da wähnt, das Pfarrhaus, der Pfarrherr und die Pfarrfrau müßten in allen Stücken in der Gemeinde die führende Rolle übernehmen. Leute der bezeichneten Arten können anderwärts ihre Persönlichkeiten viel besser ausleben. Bei uns weht der Wind zu scharf um die Ecke, und das Leben des Pfarrers ist hier alles andere als ein Idyll. Ein Pfarrer, der von einer ganz anders gearteten Gemeinde in ein Industriedorf kam, wo er allerdings durch seine gewinnende Persönlichkeit segensreich wirkte, sagte später, es sei ihm damals gewesen, als ob man ihn auf den Kopf gestellt habe. Jüngere Geistliche, die noch lernen und sich den Verhältnissen anpassen können, die sich nicht totunglücklich fühlen, wenn sie nicht viel von äußeren Erfolgen wahrnehmen, werden hier am meisten in Frage kommen.

Darauf wird eine Kirchenbehörde bedacht sein müssen, daß einem Geistlichen nicht eine zu große oder auf zu viele Orte verteilte Gemeinde zugewiesen wird. Da Industriegemeinden oft in 10 Jahren um das Doppelte wachsen, so wird nach einem gewissen Zeitraum eine Dismembration eintreten müssen.

Endlich wird der Pfarrer von seiner vorgesetzten Behörde erwarten dürfen, daß sie seine eigentümliche Lage völlig würdigt, seine Erfolge, z. B. im Kirchenbesuche, nicht an dem mißt, was in einer alten Landgemeinde wahrzunehmen ist. Sonst würde jeder den Mut verlieren, an seinem Posten auszuharren.

2. Die Industriegemeinde und die Kirchengesetzgebung.

Die Kirchengesetzgebung der meisten deutsch-evangelischen Landeskirchen ist vor der Zeit entstanden, in der Deutschland ein Industriestaat geworden ist, in Hessen beispielsweise im Anfang der siebziger Jahre. Infolgedessen ist diese Gesetzgebung nur auf ländliche Verhältnisse und auf die Verhältnisse unserer Stadtgemeinden vor ihrer neuzeitlichen Entwicklung zugeschnitten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse eine Revision der Kirchengesetze angezeigt ist. So ist beispielsweise der Wahlapparat bei uns im Großherzogtum Hessen für eine Industriegemeinde viel zu kompliziert. Man müßte hier mehr Freiheit haben. Da unsere Gemeinden so wenig stabil sind, so müßte davon abgesehen werden, daß die Kirchengemeindevertretungen jedesmal ergänzt werden müssen, wenn ein Viertel der Mitglieder ausgeschieden ist. Bei statistischen Erhebungen und in unseren Visitationsberichten können wir so wenig wie die Pfarrer der großen Städte absolute Genauigkeit erzielen, wie dies in einer Dorfgemeinde von 700 Seelen möglich ist. Manchmal kommen Fragen an uns, zu deren Beantwortung wir kaum imstande sind, so die Fragen nach der Zahl der gemischten Ehen, der wilden Ehen, der Kinder, die ungetauft in die Schule aufgenommen werden. Es könnte nichts schaden, wenn wir die Zeit, die uns über so vielen mechanischen Arbeiten vergeht, für die Seelsorge verwenden könnten.

3. Die Industriegemeinde und die Landessynoden.

Unsere Erörterungen können wir in einige Worte zusammenfassen. Sie gipfeln in dem Wunsche, daß die Abgeordneten der Landessynoden sich Mühe geben sollten, der eigentümlichen Lage der Industriegemeinde gerecht zu werden. Arbeiterpfarrer, desgleichen Diasporapfarrer kommen selten in die Landessynoden, weil sie zu viel Arbeit haben, um sich nebenher noch auf dem Gebiete der Kirchenpolitik zu betätigen. Die meisten Synodalen, geistliche wie weltliche, kommen aus Gemeinden alten Schlages und haben für die Industriegemeinde, auch für die Diasporagemeinde und ihre Bedürfnisse kein Verständnis. Es wäre zu wünschen, daß das anders würde.

4. Die Industriegemeinde und die Vorbildung der Theologen.

Was in der Einleitung über die Lehrbücher der Praktischen Theologie gesagt worden ist, das gilt auch für die Vorbildung der zukünftigen Geistlichen: man nimmt keine Rücksicht auf die besondere Art der Gemeinden, in denen sie später einmal zu arbeiten haben, sondern tut so, als ob überall dieselben Menschen seien. Im allgemeinen bildet man die Theologen nur für den Dienst an Landgemeinden mit bäuerlicher Bevölkerung aus und weist höchstens hin und wieder auf die Stadtgemeinde hin. Dagegen die Industrie-

gemeinde kennt man nicht, und so kommt es, daß mancher Anfänger später sich vor Zuständen findet, die ihm völlig neu sind. Dem muß vorgebeugt werden. Zwar die Universität wird hier nicht viel tun können. Sie hat dem jungen Theologen das Wesen des Christentums und seine Geschichte zum Verständnis zu bringen und hat zunächst keine praktische Abzweckung. Aber sie könnte doch in doppelter Richtung helfen. Einmal sollte sie auch die Theologen in die Grundbegriffe der Nationalökonomie einführen, wie das mit Recht von den Nationalökonomen Adolf Wagner und Sieveking auf dem „Evangelisch-sozialen Kongresse" zu Hannover gefordert worden ist. Das soll nicht deshalb geschehen, damit die jungen Pfarrer später in den politischen Kampf eintreten und in Wahlversammlungen reden können, sondern damit sie eine klare Einsicht in die wirtschaftliche Lage ihrer Gemeinden haben. Der Theologe von heute muß etwas von unserer Finanz- und Kreditwirtschaft wissen, muß Kenntnis von den volkswirtschaftlichen Systemen, von den verschiedenen Arten des Versicherungswesens, von unserem Steuerwesen, von der Gewerkschaftsbewegung und dem Genossenschaftswesen haben. Namentlich in der Industriegemeinde kommt man ohne diese Kenntnis nicht aus. Sodann ist hochnötig, daß der Student der Theologie das moderne Geistesleben kennen lernt. Nietzsche und Häckel, Tolstoi und Schopenhauer, Materialismus und Pessimismus, die moderne Dichtung, die so gewaltigen Einfluß auf unsere Zeitgenossen ausübt, dürfen ihm nicht fremd sein. Ich verkenne nicht, daß er ohnedies sich schon viel anzueignen hat, wage aber die Bemerkung, daß man sich vielleicht

mit 3 anstatt mit 4 Vorlesungen über alttestamentliche Exegese zufrieden geben und auch auf viele Einzelheiten der alten Kirchengeschichte verzichten kann. Das moderne Wirtschafts- und Geistesleben ist für uns wichtiger als der Text des Amos, wichtiger als Gregor von Nazianz und Duns Scotus.

Sodann muß der Kandidat auf dem Predigerseminar auf alle die Fragen hingeleitet werden, die wir hier in Abschnitt V behandelt haben. Wenn man, wie das Diegel einmal mit Recht zu Friedberg getan hat, den Kandidaten eines Predigerseminars die Aufgabe stellt, für eine oberhessische Landgemeinde eine Predigt zu entwerfen, die zu halten ist, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Winterfrucht erfroren ist, so muß man ihnen auch das Thema stellen: eine Erntefestpredigt in einer Industriegemeinde.

5. Die Industriegemeinde und die Kollegen.

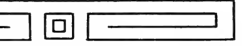
Ich las einmal in einer für Landgemeinden bestimmten erbaulichen Betrachtung, daß der Unglaube von den Städten hergekommen sei. Mit Verlaub, werter Kollege, so hätte ich erwidern mögen, deine Gemeindeglieder sind auch nicht lauter Menschen wie die Patriarchen und Psalmisten des Alten Bundes. In den Dörfern, die abseits von den großen Verkehrsstraße liegen, wohnen nicht lauter fromme Bauern, wie Hans Unwirrsch in Raabes „Hungerpastor" als Student träumte. Auch nicht lauter Engel und Heiligen. Wir wissen, daß es mit der Sexualethik

in vielen Landgemeinden nicht weit her ist. Geschworene aus Bauerngemeinden sollen Sittlichkeitsvergehen minder rigoros beurteilen, wie ihre Kollegen aus der Stadt. Auch mit der Heilighaltung des Eides nimmt man es manchmal auf dem Lande nicht so genau. Trotzdem gefallen sich oft die Pfarrherren vom Lande darin, die Industriegemeinde in Bausch und Bogen zu verdammen. Einem jungen Mädchen, das, wie viele seiner Landsleute, in der nassauischen Heimat sein Brot nicht fand und deshalb nach dem Industrieorte kam – ich will deutlich reden, es handelt sich um meinen Wohnort – sagte der Seelsorger beim Abschied, das müsse eine schlechte Pfarrstelle sein, weil dort so viele Arbeiter wohnten. Ein junger Kollege versicherte mir, lieber wolle er in dem abgelegensten Dorfe des Vogelsberges angestellt sein als in meiner Gemeinde. Die Frau eines Landpfarrers ging noch einen Schritt weiter in ihrer Verachtung. Sie sagte einem Mädchen, das, gleichfalls Arbeit suchend, in das Fabrikdorf kam, nicht einmal abgemalt wolle sie dort sein.

So stellen sich die Kollegen zur Industriegemeinde. Sie täten besser daran, das Wort zu beherzigen, daß jeder die Arbeit zu tun hat, die ihm Gott vor die Füße gewälzt hat. Besonders sollten sie uns unterstützen, indem sie ihre Gemeindeglieder, die in der Heimat nicht ihr Auskommen finden und deshalb zu uns kommen, anweisen, den Seelsorger der neuen Gemeinde aufzusuchen, damit er sie kennen lernt und sie nicht erst durch Zufall entdeckt. Für Überweisung Christenlehrpflichtiger, überhaupt junger Leute, die vom Elternhause losgelöst, inmitten einer fremden

Umgebung stehen, sind wir gleichfalls dankbar. Und wenn der Seelsorger der Heimatgemeinde dem nach der Industriegemeinde Übersiedelnden noch einmal beim Weggang das Wort an das Herz legt: „Bewahre, das dir vertraut ist!" so ist das besser, als wenn er ihm mit düsteren Farben die Gottlosigkeit und die Sittenverderbnis des neuen Wohnortes an die Wand malt.

Digitized by Google



VIII. Aussichten und Hoffnungen.

Traugott Kühn schreibt in seinen in der Einleitung erwähnten Skizzen aus seiner Lebenserfahrung heraus: „Ich habe eine harte Lebensschule durchlaufen, vor allem lernen müssen, mich bei viel guter Absicht und angestrengter Arbeit mit kärglichem Erfolge — im Vergleich mit andersartigen Gemeinden — zu begnügen. Aber ich bin trotz aller niederdrückenden Erfahrungen nicht Pessimist geworden, sondern Idealist, wenn auch nicht Optimist. Ich sehe auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen in der Vorstadtgemeinde nicht mehr bloß harten Felsboden, sondern auch gutes Ackerland für das Wirken der Kirche." Diese Worte passen für jeden, der in der Industriegemeinde arbeitet. Uns allen, die wir Seelsorger der Arbeiter sind, ist es im Berufsleben ganz anders gegangen, als wie wir damals hofften, da wir uns zum Dienst an der christlichen Gemeinde entschlossen. Das Leben hat uns gerade so rauh angepackt wie unsere Gemeindeglieder. Wir sind gerade so gut in das ruhelose Getriebe des modernen Lebens verflochten wie sie und sehen ein ruhiges, behagliches Leben unter altgewohnten Umständen wie eine ferne, unerreichbare Insel vor uns. Gerade das aber gibt uns ein gutes Gewissen.

Getrost macht uns noch ein anderer Umstand. Es ist uns über alle Zweifel gewiß, daß unsere Arbeit für die Menschen, unter denen wir leben, hochnötig ist, so nötig wie Luft und Licht, Brot und Wohnung. Und weil sie nötig ist, so hat sie auch Erfolge. Tausendfache Beweise geben uns davon Kunde und sicheres Zeugnis und ermutigen uns, es mit der optimistischen und tatkräftigen Lebensweisheit Goethes zu halten:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue.
Heiterer Sinn und reine Zwecke
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Digitized by Google

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Hervorragende Predigtwerke für unsre Zeit.

B. Dörries: Das Evangelium der Armen.
Ein Jahrgang Predigten. 3. Aufl. 1904. Geb. 6 M.

B. Dörries: Die Botschaft der Freude.
Ein Jahrgang Evangelienpredigten. 1903. Geb. 6 M.

„Wir stellen Dörries unmittelbar neben Naumann. Was dieser an plastischer Beredsamkeit voraus hat, das ersetzt jener durch eine Wärme, eine lebendige Innigkeit der religiösen Empfindung, die ihresgleichen selten hat."
(Ev. Gem.-Blatt f. Braunschw., 1903, 48.)

Gustav Frenssen: Dorfpredigten. (Ein Jahrgang).
3 Bde. geb. je 3 M. Ausgabe in 1 Bande geb. 6,50 M.
59000 Bände dieser „Dorfpredigten" sind bis Ende 1906 erschienen.

Christus unser Leben. Predigten von Professor D. **Paul Drews.** 2 Bände. (1. Bd.: 2. Aufl.) 1901. Je 2,60 M. In Leinwandband je 3,20 M.

Aus dem Universitäts-Gottesdienste.
Predigten von † D. **Hermann Schultz.** 2 Bände. I. Von Advent bis Himmelfahrt. 1902. II. Von Pfingsten bis Advent. 1903. Je 2,80 M., geb. je 3,60 M.

Hervorragende Andachten für unsre Zeit.

Feierstunden. Von Prof. D. **J. Smend.** Beiträge zum Verständnis der heil. Schrift für deren Leser und Ausleger in Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. 2. Aufl. Geb. 4 M., mit Goldschn. geb. 4,50 M.
Dasselbe. **Neue Folge** 1901. Geb. 4 M., m. Goldschn. geb. 4,50 M.

„Hier entfaltet das alte Evang. seine volle, weltüberwindende Kraft und tun sich neue Quellen auf für die Bedürfnisse unserer Zeit." (Chr. Welt.)

Friedr. Naumann: Gotteshilfe. Gesamtausgabe. 380 Andachten, sachlich geordnet. Ein starker Band. Gr. 8°. Einbandzeichnung und Zierleisten v. A. Fehler. Lwbd. 6 M.; feine Ausgabe, Halblederbd. 7,80 M. 3. Auflage. 8.—10. Tausend.

Prof. **Adolf Harnack** schreibt anläßlich des Erscheinens der Gesamtausgabe in den Preußischen Jahrbüchern: „Ich kenne keine andere Sammlung christlicher Betrachtungen, die wie diese in dem Leben der Gegenwart wurzelt und doch das alte Evangelium verkündigt."

Digitized by Google

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Skizzen aus dem sittlichen u. kirchlichen Leben einer Vorstadt.

Neue Folge. 1904. Von Traugott Kühn.

1.20 M. (1. Heft 1902 ebenfalls 1.20 M.)

Christl. Welt, 1904, Nr. 39: „Auch die zweite Skizzenfolge führt mit Wucht in eine Wirklichkeit hinein, von der zumal die Theologen sich nicht leicht träumen lassen . . . Kühn erwirbt sich ebenso gegenüber dem törichten Optimismus wie der lähmenden Resignation ein hohes Verdienst."

Moderne Flugblätter für männliches Christentum

verfaßt v. A. v. Broecker-Halle a. S. Format der politisch. Flugblätter.

Proben und Verzeichnisse kostenfrei.

1. Ist das Christentum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? — 2. Was denken die jungen Männer vom Christentum? — 3. Vertragen sich die Nöte der Welt mit der Liebe Gottes? — 4. Arbeiteradel. — 5. Kann ein denkender Mensch noch an Gott glauben? — 6. Die Wahrheit über Jesus von Nazareth. — 7. Was ist ein menschenwürdiges Dasein? — 8. Fortbildung der Religion! — 9. Gibt es ein ewiges Leben nach dem Tode? — 10. Freie Menschen!

Preise: (durch jede Buchhandlung oder postfrei, bei vorhergehender Einsendung des Betrages): 10 Stück 25 Pf., 50: 65 Pf., 100: 1.20 M., 500: 5 M., 1000: 8.50 M.

Wer in Arbeiter-Kreisen zu wirken hat, versäume nicht, sich einmal 100 oder mehr solcher Blätter zu bestellen, um sie bei Hausbesuchen, auf Versammlungen, in Krankenhäusern usw. an den Mann zu bringen — er wird damit ein kleines, aber solides Stück zur Linderung der religiösen Not unseres Volkes beitragen.

Den 11. Jahrgang ihres Bestehens hat soeben vollendet die

Monatschrift für Gottesdienst u. kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend,**

Professoren der ev. Theologie an der Universität Straßburg.

Preis jährlich 6 M. — Probenummer kostenfrei.

Umfang des Jahrgangs 1906: 382 S. Lex. 8° mit 63 Abbildungen und zahlreichen Musikbeigaben.

Rasch und sicher hat sich diese Monatschrift eingebürgert. Von allen Seiten wird der Reichtum ihres Inhalts rühmend hervorgehoben und ihr vornehmstes Ziel: den Sinn für gottesdienstliches Leben in den Gemeinden zu beleben und zu stärken, hat sie anerkanntermaßen namentlich da erreicht, wo sie nicht nur bei den Pfarrern, sondern auch im Kirchenchor und im Kirchenvorstand verbreitet ist.

Digitized by Google

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Die Nachfolge Christi und die Predigt der Gegenwart.

Von Prof. D. **Joh. Weiß** in Marburg. 1904. Preis 3,60 M.

„Möchten die Leser unserer Zeitschrift dem ganz vortrefflichen Buche, das für den praktischen Pfarrer so ungemein viel Belehrung und Anregung bietet, falls er wirklich den Inhalt der Bibel predigen will, ebenso freudige und dankbare Leser werden, wie der Unterzeichnete. Daß sich das Büchlein nicht so glatt weg liest, sondern oft mit ein paar Seiten für Tage zu denken gibt, scheint mir kein Schaden." (D. E. Zittel in der Zeitschr. f. prakt. Theol.)

Die Kunst des kirchlichen Vortrags.

Eine Anregung und Anleitung von **Albert Hahn.** 1901. Preis 2 M., geb. 2,50 M.

„Wärmstens empfohlen sei diese Anregung und Anleitung, welche unter trefflicher Verwertung reicher Vorarbeiten eine meist besonnene und praktikable Anwendung der rethor. Grundsätze auf den kirchlichen Vortrag bietet. Besonders auch das über die Gesundheit der Stimme, über Brust- und Kopfstimme und ähnliche Punkte der Technik Vorgebrachte ist eine wertvolle Ergänzung vorhandener Literatur." (Monatsschr. f. d. kirchliche Praxis, I, 7.)

Ähnlich äußern sich übereinstimmend fast alle theolog. u. kirchlichen Blätter. Ausführlicher Prospekt steht zu Diensten.

Jugendpredigten zur Bergrede Jesu.

Von **Gerhard Freybe.** 1905. Geh. 2 M., geb. 2,60 M.

„In edler Bescheidenheit und weiser Selbstbeschränkung ordnet Freybe alle Mittel der Darstellung dem einen Zweck unter, den Kindern ans Herz und Gewissen zu greifen, unbekümmert um das Lob der zünftigen Künstler sowohl, wie Theologen. Und ich zweifle nicht, daß er seinen Zweck erreichen wird, daß die Predigten von den Kindern werden gern gelesen und verstanden werden. Auch der kurze Anhang aus Matthias Claudius und Robert Reinick ist passend und dankenswert. Legt's euren Konfirmanden namentlich nur getrost auf den Weihnachtstisch, ihr Eltern! Bis weit in die Kreise der Rechten hinein kann das unbedenklich geschehen." (Kirchl. Gegenwart, 1905, 24.)

Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung.

Vorträge von Prof. Lic. Dr. **Rud. Otto.** 4. Aufl. 4.–6. Tausend. 1905. 86 S. kl. 8°. Kart. 1 M.

Prof. D. H. Holtzmann schreibt: Ottos Schrift „gehört zum Wahrheitsvollsten und Unanfechtbarsten, was uns in solcher Kürze und in so schlichter Sprache geboten worden ist und geboten werden kann". (Deutsche Literaturztg., 1902, 37.)

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Moderne Predigtbibliothek.

Eine der modernen Weltanschauung Rechnung tragende Sammlung von Predigten.

Jedes Heft geh. 1,20 M., geb. 1,80 M. Subskriptionspreis für 4 Hefte, welche je eine Serie bilden, 4 M. Jede Serie komplett in elegantem Leinenband geb. 4,80 M. — Serien-Einbanddecken je 60 Pf.

I. Serie.

1. Heft: Aus Höhen und Tiefen von D. Paul Mehlhorn, Pfarrer an der evang.-reform. Gemeinde in Leipzig.
2. Heft: Für die Wahrheit. Von H. Schulze, Pastor em. in Naunhof.
3. Heft: Fünf Brote zur Seelenspeise von E. Ludwig, Pfarrer in Thieschitz.
4. Heft: Wahre Lebenskraft von Karl König, Pfarrer in Bremen-Horn.

II. Serie.

1. Heft: Vom Reich der Kraft von Dr. Otto Frommel, Hofdiakonus in Karlsruhe i. B.
2. Heft: Aufklärung und Verklärung. Von Liz. C. v. Kügelgen in Dresden.
3. Heft: Die christlichen Hauptfeste von D. Dr. Paul Kirmß, Prediger an der neuen Kirche in Berlin.
4. Heft: Neue Menschen von Arnold Köster, Pastor an der Erlöserkirche in Hamburg-Borgfelde.

III. Serie (1904).

1. Heft: Bete und arbeite von Prof. D. W. Bornemann, Pfarrer, Frankfurt a. M.
2. Heft: Dein Glaube hat dir geholfen von Prof. D. J. Gottschick, Tübingen.
3. Heft: Kampf und Sieg des Christen von Superintendent D. F. Meyer, Stadtpfarrer in Zwickau i. S.
4. Heft: Suchen und Finden von H. Weingart, Pastor in Borgfeld bei Bremen.

IV. Serie (1905/6).

1. Heft: Leben, Licht, Liebe von Pastor K. Bonhoff in Leipzig.
2. Heft: Fragen der Zeit von Liz. Dr. M. Schian in Görlitz.
3. Heft: Gott von Prof. D. Heinr. Bassermann in Heidelberg.
4. Heft: Herr, bist du's? von Pfarrer Ad. Schmitthenner in Heidelberg.

V. Serie (1907).

1. Heft: Deutsche Psalmen Paul Gerhardts und seiner Zeit in Predigten. Mit Bildnis. Von F. Horn, Oberpfarrer in Halberstadt.

Mit der V. Serie hat Herr Pastor Lic. **E. Rolffs** in Osnabrück das Amt des Herausgebers übernommen. Jedes Heft wird bei gleichem Preise etwa doppelt soviele Predigten enthalten wie die früheren Hefte.

Digitized by Google

G.E.STEC
& CO
NEW YO

